Archiv der Zeit

Ereignisse und Persönlichkeiten aus Kultur und Zeitgeschichte

Wilfred von Oven

Wilhelm Canaris

– Der Admiral und seine Mitverantwortung am Verlauf des Krieges

KULTUR UND ZEITGESCHICHTE
ARCHIV DER ZEIT/ROSENHEIM

Wilfred von Oven

Wilhelm Canaris -

Der Admiral und seine Mitverantwortung am Verlauf des Krieges

KULTUR UND ZEITGESCHICHTE • ARCHIV DER ZEIT/ROSENHEIM

1. Das Ende mit Schrecken

Am 9. April 1945, also genau einen Monat vor dem Ende des Zweiten Weltkrieges, gab das Oberkommando der deutschen Wehrmacht in seinem täglichen Bericht bekannt, daß die Ostfront bis in den Wiener Raum vorgedrungen sei. Aus Oberschlesien wurden erfolgreiche eigene Angriffe südlich von Ratibor gemeldet. In Königsberg seien am inneren Festungsring schwere Straßenkämpfe im Gange. Britische Verbände wären auf deutschem Boden bis Verden an der Aller vorgerückt. Harte Kämpfe westlich Hannover. Südlich davon ging Hildesheim verloren, die heutige Großstadt im Herzen Deutschlands. Die Schlacht am Nordrand des Ruhrgebietes nahm an Heftigkeit zu. Nördlich von Köln konnte ein über den Rhein geschicktes Bataillon der 82. US-Luftlandedivision zerschlagen werden. Wechselvolle Kämpfe zwischen Thüringer Wald und dem Main-Dreieck. US-Bomberverbände griffen Plauen, Halberstadt und Stendal an, britische Kampfflugzeuge bombardierten Hamburg und mitteldeutsche Städte. Eine wahrlich beängstigende Momentaufnahme des mit einem heute kaum mehr vorstellbaren Inferno zu Ende gehenden Zweiten Weltkrieges. Die Schlinge der totalen Niederlage wurde uns damals um den Hals gelegt. Sie brauchte nur noch zugezogen zu werden.

Am gleichen 9. April 1945 wurde es im Konzentrationslager Flossenbürg schon am frühen Morgen lebendig. Dieser zentrale Ort für überführte oder vermeintliche Staatsfeinde des Dritten Reiches in der Nähe der bayrischen Stadt Weiden in der Oberpfalz, unweit der tschechischen Grenze, war damals zu einer Art Treffpunkt prominenter Regime-Gegner geworden. Die reizvolle Umgebung war noch nicht von der Kriegsfurie verwüstet. Hier konnten die Vollzugsorgane der Regierung noch in relativer Ruhe ihres Amtes walten. Bereits am Vorabend hatte hier der letzte Chef des Reichssicherheitshauptamtes (RSHA) seit Januar 1943 als Nachfolger des kaum weniger gefurchteten Reinhard Heydrich, Dr. Ernst Kaltenbrunner, eine peinliche Vernehmung des Admirals Wilhelm Canaris angeordnet, dem Hitler im Januar 1935 den Befehl über die sogenannte Abwehr, d.h. den militärischen Geheimdienst im Oberkommando der Wehrmacht, anvertraut hatte, der unter seiner Führung zu einem Mammutunternehmen mit Tausenden von Mitarbeitern und einem Etat von vielen Millionen Reichsmark geworden war. Diese Einvernehmung scheint dasselbe Ergebnis gehabt zu haben wie die Ermittlungen des News-Chronicle-Korrespondenten in Berlin, Jan Colvin, der mit seinem 1951 in New York erschienenen Buch „Master Spy" die wörtlich als „unglaublich" bezeichnete Geschichte von Admiral Wilhelm Canaris veröffentlichte. Der von Geheimnis umwitterte Canaris sei, wie es im Untertitel von Colvins Buch wörtlich heißt, als Hitlers Spionage-Chef ein heimlicher Verbündeter der Briten gewesen.

Wenn auch das Blatt, das Colvin in Berlin vertrat, mit einigem Recht der Regenbogenpresse zugeordnet werden kann, so ist er selber doch ziemlich ernstzunehmen. Er gehörte jedenfalls zum persönlichen Bekanntenkreis Winston Churchills, auf dessen Empfehlung er bei der Royal Navy akkreditiert wurde.

Einer von Churchills Vertrauten, der angesehene britische Diplomat und seinerzeit Ständige Unterstaatssekretär im Foreign Office, Sir Alexander Cadogan, nannte Colvin „einen netten jungen Mann, recht brauchbar". Er hatte gute Beziehungen zum sogenannten deutschen „Widerstand", und man darf ihn wohl mit Recht als dessen Verbindungsmann zum britischen Premier bezeichnen. Dieser erinnerte sich in seinen Memoiren des jungen Journalisten so: „Er knüpfte Beziehungen höchst geheimer Natur mit einigen fuhrenden deutschen Generälen an, aber auch mit unabhängigen, charaktervollen und tüchtigen Deutschen, die in der Hitlerbewegung den drohenden Untergang ihres Vaterlandes erkannten." Colvin selbst nennt in seinem Buch als seine Auftraggeber gegenüber der britischen Regierung General von Beck und Admiral Canaris. Churchill nahm die ihm aufgedrängten Dienste der Widerständler gern entgegen, nützte sie weidlich, dachte aber gar nicht daran, sie auch angemessen oder überhaupt zu honorieren. Angehörige des Feindes darf man nach dem in London gültigen Ehrenkodex ungestraft um den erwarteten Lohn betrügen.

Colvins Enthüllungen sind um so bemerkenswerter, als sie erst zwei Jahre nach der Lobhudelei erschienen, die einer von Canaris' zahlreichen Untergebenen unter dem schmeichelhaften Titel „Patriot und Weltbürger" schon 1949 veröffentlicht und damit das Bild maßgeblich beeinflußt hatte, das sich das deutsche Publikum bis heute von Wilhelm Canaris macht.

Ob die gewiß nicht nachsichtige, sondern im Gegenteil höchst peinliche, wahrscheinlich sogar mit körperlicher Mißhandlung verbundene Vernehmung das Todesurteil rechtfertigte, das von dem ad hoc einberufenen Standgericht in der gleichen Nacht gefällt wurde, muß aus Mangel an Beweisen dahingestellt bleiben. Es wurde jedenfalls sofort vollstreckt.

Walter Schellenberg, einer der schillernden und umstrittensten Gestalten in Heinrich Himmlers Geheimdienst, schildert in seinen „Memoiren" - Köln 1955 - ein Gespräch, das er Ende 1940 mit seinem Chef Reinhard Heydrich in dessen Jagdhütte führte. Es ging um den Admiral Canaris, den Heydrich verdächtigte, den Alliierten den Beginn unserer Offensive im Westen verraten zu haben. Heydrich hatte mit dieser Vermutung recht. Der Feind kannte das Datum. Aber die Form, in der es ihm übermittelt wurde, war so primitiv, daß man glaubte, es müßte sich um ein Täuschungsmanöver handeln, und die Warnung nicht ernst nahm.

Damals wollte Heydrich gegen den verdächtigen Admiral noch nicht vorgehen. Dessen Ansehen bei Hitler, der ihn am 1. Januar 1935 mit einem der wichtigsten Posten im Apparat der deutschen Führung betraut hatte, war seit Beginn des Krieges zwar gesunken, vielleicht sogar erschüttert, aber noch nicht ausreichend für einen Sturz. Heydrich mußte in dieser Hinsicht mit äußerster Vorsicht handeln. Denn nicht nur er hatte belastendes Material gegen den Abwehrchef, sondern dieser besaß Unterlagen in den Personalakten Heydrichs, die damals hätten vernichtend für diesen sein können: sein Ariernachweis war nicht in Ordnung, zumindest nach Wilhelm Canaris' Unterlagen. Er hatte verschwiegen, daß eine seiner beiden Großmütter Jüdin war, was bedeutete, daß Himmler sein allmächtiges Reichssicherheitshauptamt als Chef also einem Nichtarier anvertraut hatte. Es ist eine

der haarsträubendsten Grotesken dieses fürchterlichen Zweiten Weltkrieges, daß der Reichsmarschall, der gerade eben die Luftoffensive gegen England verloren und damit die Operation „Seelöwe" unmöglich gemacht hatte, in diesem Augenblick, nämlich am 31. Juli 1941, den Nichtarier Heydrich beauftragte, „alle erforderlichen Vorbereitungen für die Gesamtlösung der Judenfrage im deutschen Einflußgebiet in Europa zu treffen". Aber noch war es nicht so weit, Wilhelm Canaris zu stürzen, und er vertraute seinem Partner bei dieser Jagdhüttenplauderei - wenn man Schellenberg glauben darf - an: „Doch der Tag wird kommen, wo er für alles das, was er dem Regime an Schaden zugefügt hat, seine Strafe erhalten wird. Bis dahin heißt es warten..."

Als der Morgen des 9. April 1945 dämmerte, war es so weit. Der Rechtsanwalt Dr. Ernst Kaltenbrunner (Jahrgang 1903), den Himmler als Nachfolger des in Prag ermordeten Reinhard Heydrich im Januar 1943 zum Chef des allmächtigen Reichssicherheitshauptamtes (RSHA) ernannt hatte, wurde zum amtlichen Vollstrecker des insgeheim schon längst gegen Canaris gefällten Todesurteils. Im Februar 1943 stellte er sich als amtlicher Nachfolger des Admirals vor, nachdem Hitler am 18. Februar 1943 einen Erlaß über die Auflösung der Abwehr unterzeichnet hatte, deren Aufgaben vom RSHA unter Kaltenbrunner übernommen worden waren. Sie trafen sich im Münchener Hotel REGINA am 22. Februar 1943. Der Admiral hatte als Begleiter den späteren Generalmajor Erwin Lahousen mitgebracht, der Österreicher wie Kaltenbrunner, aber ein entschiedener Gegner Hitlers und des Nationalsozialismus war und als solcher im Zeugenstand der Anklage im Nürnberger Prozeß eine wichtige Rolle spielte. Bei seinen stundenlangen Auslassungen in Nürnberg plauderte er unter anderem aus, Canaris habe ihm 1938 bei seiner Amtsübernahme in Berlin die Weisung erteilt, „absolut keine Nazis mitzubringen". Er sagte, er sei „einer der engsten Vertrauten" von Canaris gewesen, dessen Grundeinstellung im Krieg er wörtlich so darstellte:

„Es ist uns nicht gelungen, diesen Angriffskrieg zu verhindern. Der Krieg bedeutet das Ende Deutschlands... Ein Unglück, das aber noch viel größer wäre als diese Katastrophe, wäre ein Triumph dieses Systems, das mit allen nur irgendwie möglichen Mitteln zu verhindern der letzte Sinn und Zweck unseres Kampfes sein muß..." So viel von diesem engsten Vertrauten des damals in Flossenbürg seine Aburteilung erwartenden Häftlings Canaris.

Ahnlich redselig und keineswegs abwehrend wie vor dem Nürnberger Siegertribunal zeigte sich der Wiener Abwehrgeneral auch gegenüber dem französischen Historiker André Brissaud, dem wir eine der besten Canaris-Biografien verdanken (Paris 1970). Ihm gesteht er, daß ihm selbst bei der Unterredung mit Kaltenbrunner der Angstschweiß auf der Stirn gestanden habe. Auch bei Canaris habe er „Angst in seinen Augen" bemerkt, als er ihm nach Kaltenbrunners Verschwinden zugeflüstert habe: „Hast Du die Hände von dem Kerl gesehen? Mörderpranken!"

Einstweilen bekam er sie am eigenen Leibe noch nicht zu spüren. Aber das Netz, das Heydrich schon um Canaris und seine Abwehr gesponnen hatte, war von Kaltenbrunners „Mörderpranken" noch verstärkt worden. Sie begannen jetzt, die ver-

flochtenen Stricke zusammenzuziehen. Wenige Tage vor der Begegnung in München hatte Hitler, als er durch Erlaß das Amt Canaris auflöste, den Admiral vom Dienst beurlaubt. Dessen Mann in Ankara, der Dr. Vermehren, war zum britischen Feind übergelaufen. Canaris mußte sich daher auf der Burg Lauenstein, wo er diskret, aber doch wirkungsvoll von der Gestapo überwacht wurde, zur Verfügung halten. Doch Ende Juni darf er wieder nach Berlin zurückkehren. Ihm wird im Oberkommando der Wehrmacht eine praktisch unnütze Stellung als Leiter eines Sonderstabes für Handelskrieg eingeräumt, die auch ein weniger intelligenter Offizier als er für ein Pflaster auf eine ihn schmerzende Wunde hätte halten können. Doch Hitler, meint Brissaud, hätte - man bedenke: wenige Wochen vor dem mißglückten Staufifenberg-Attentat ! - „noch immer ein gewisses Vertrauen in Canaris" gesetzt, „den er einst geschätzt und vielleicht bewundert hat". Und diese langjährige Wertschätzung oder gar Bewunderung im Verhältnis Hitler - Canaris war keineswegs einseitig. Während Hitler sich als Gefreiter der neuen Noske-Reichswehr in Bayern politisch-propagandistisch betätigte, stellte sich der junge Marineoffizier Canaris gleichzeitig der nachhaltigen Bekämpfung des gleichen Bolschewismus in Berlin durch die Gardekavallerieschützendivision zur Verfügung, wobei Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht ebenso ums Leben kamen wie in München die Repräsentanten der dort aus der Taufe gehobenen Räterepublik, die wegen des grauenhaften Geiselmordes im Münchener Luitpold-Gymnasium nach der Rückeroberung der bayrischen Hauptstadt durch den damit vom sozialdemokratischen Reichswehrminister Noske beauftragten General Ernst von Oven vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen worden waren. Diese gemeinsame anti-bolschewistische Einstellung und die gegenseitige Achtung vor dem intellektuellen Niveau des Gesprächspartners war auch noch unmittelbar vor dem mißlungenen Generalsputsch für das Verhältnis zwischen diesen beiden maßgeblichen Persönlichkeiten jener Zeit ausschlaggebend.

Erst nach dem 20. Juli 1944 verschlechterte sich die Situation des Abwehrchefs radikal. Er war - wie gründliche Ermittlungen eindeutig ergaben - ein entschlossener Feind des NS-Regimes und als solcher in einer ausschlaggebend wichtigen Position des Dritten Reiches für den „Widerstand" von überragender Bedeutung. Schon bei der Landung der Alliierten in Nordafrika, Anfang November 1942, kam es im FHQzu einer erregten Auseinandersetzung zwischen Canaris und den Heeres-Generälen Keitel und Jodl. Als sie endete, sagte Canaris zu einem der ihn begleitenden untergeordneten Offiziere: „Lassen sie uns gehen. Wir haben nichts mehr in diesem Tollhaus zu suchen." Sie gingen und sahen dabei aus etwa 20 Meter Entfernung Hitler mit seinem Adjutanten im Gespräch vertieft auf- und abgehen. Der Admiral und sein Begleiter beobachteten diese, ohne von den ins Gespräch vertieften Spaziergängern bemerkt zu werden. Da neigte sich der Oberstleutnant, ein in seiner Freizeit begeisterter Jäger, an das Ohr des Admirals und flüsterte: „Auf diese Entfernung - das gäbe einen schönen Blattschuß..." Canaris antwortete wie aus der Pistole geschossen: „Tun Sie es doch." Der Oberstleutnant tat es nicht. So mußten sich später Hitler und seine Frau das Leben nehmen, vorher aber hauchte Canaris in Flossenbürg sein Leben am Strick aus.

Er hatte sein und Deutschlands Ende mit Schrecken vorausgesehen.
Aber er dachte dabei nicht wie der preußische Freiheitskämpfer Ferdinand von Schill (1776-1809), der bei der Verteidigung der heldenhaften Stadt Kolberg 1807 ein Freikorps gegründet hatte, aus dem später sein 2. Husarenregiment wurde. Er begrüßte die Freiwilligen, die ihm zuströmten, am 12. Mai 1809 in Arneburg a. d. Elbe mit dem heute noch als Sprichwort gültigen Satz: „Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende." Er fand bald darauf im gleichen Jahr bei Stralsund den Heldentod. So machten er und unzählige andere Patrioten dem Schrecken der napoleonischen Fremdherrschaft in Deutschland und vielen anderen Ländern Europas ein glückliches Ende. Canaris aber und das von ihm gehaßte Dritte Reich fanden einen schrecklichen Untergang.
Als Wilhelm Canaris am ersten Tag des Jahres 1887 das Licht der Welt erblickte, sah diese - vor allem in ihrem deutschen Teil - noch wesentlich glücklicher aus als heute. Bismarck hatte nach seinem Sieg im letzten der deutschen Einigungskriege nicht nur das Zweite Deutsche Reich geschaffen, sondern auch den Arbeitermassen seiner rapide wachsenden Industrie durch eine damals beispielhafte Sozialgesetzgebung ihre Existenz gesichert und die außenpolitische Situation des Reiches durch den Rückversicherungsvertrag mit Rußland erheblich gestärkt. In dieser Atmosphäre des Wohlstandes, der Sicherheit und des Fortschrittes wurde Canaris jr. als Sohn eines Bergwerkingenieurs mitten im rheinisch-westfälischen Industriegebiet geboren. Es trifft keineswegs zu, wie von mehreren seiner zahlreichen Biographen behauptet wird, daß er - wie die Söhne der britischen Aristokratie, zu denen er später eine Art Wahlverwandtschaft empfand - gewissermaßen mit einem silbernen Löffel im Munde geboren wurde. Sein Vater war ein tüchtiger, sparsamer und zielbewußter Techniker, der seine in eifrigem Studium erworbenen Kenntnisse gut und auch zu seinen und seiner Familie Gunsten zu nutzen verstand. Geboren in der kleinen westfälischen Ortschaft Aplerbeck bei Dortmund, der mit über 600.000 Einwohnern heute sechstgrößten Stadt der Bundesrepublik Deutschland eingemeindet, führte er einen gutbürgerlichen Haushalt, dessen Zugehörige keine Not litten, sondern sich manchen Luxus - wie Tennisplatz und Reitpferd - leisten konnten. Im Geburtsjahr des späteren Admirals, der sich in seinem wichtigen Amt des Dritten Reiches die modernsten und besten Autos leistete, hatte Gottlieb Daimler den ersten vierrädrigen Kraftwagen mit Benzinmotor auf einer deutschen Straße laufen lassen. Er entwickelte eine Leistung von 1,5 PS und eine Geschwindigkeit von 18 Stundenkilometern. Große Sprünge, wie sie die „mit dem silbernen Löffel im Mund" geborenen Söhne der britischen Oligarchie gewohnt sind, ließen sich in dem damaligen Haus Canaris nicht machen. Aber seine Bewohner lebten in einer Situation, von der Bert Brecht - obwohl nicht sonderlich geistreich - sang: „Nur wer im Wohlstand lebt, lebt angenehm." Auch ohne den Luxus der britischen „upper ten" lebte Klein-Wilhelm zu Hause gewiß ganz angenehm. Der Tennisschläger in der Hand und der Sattel zwischen den Beinen gehörten von kleinauf zu seinem Lebensstil, auch wenn er später als Seemann meist keinen Gebrauch von solchen Wohlstands-Symbolen machen konnte. Auch seine Tierliebe ist in der ersten, im Elternhaus verbrachten

Jugend entstanden. Insbesondere die Dackel hatten es ihm angetan - vielleicht ihres spielerischen Charakters wegen? Auf seinen zahlreichen Dienstreisen, insbesondere denen seiner letzten Amtsjahre, ließ er sich stets von seinen beiden Dackeln begleiten, so daß er sich in den benutzten Hotels - und das waren gerade nicht die billigsten - stets zwei Zimmer reservieren ließ, eines für sich und eines für die Dackel, von denen er einmal gesagt haben soll, diese würden ihn nicht verraten. Diese und andere Extravaganzen seines Verhaltens sind die leicht erkennbaren Merkmale eines besonderen, schwer, wenn überhaupt verständlichen Charakters, den bisher keiner seiner Biographen hinreichend oder gar überzeugend zu erklären vermochte. Prof. Henri Bernard, der die Einleitung zu einer der besten Canaris-Biographien schrieb (Leon Papeleux: „Zwischen Franco und Hitler", Barcelona 1977) nannte den Spionage-Admiral eine „außergewöhnliche und mysteriöse, obwohl befremdliche Persönlichkeit". Auch die Vorgesetzten des jungen Marineoffiziers hatten ihre Schwierigkeiten, ihren Untergebenen gerecht und dabei korrekt zu charakterisieren. Einer von ihnen schrieb - nach Papeleux - „man braucht einige Zeit, um ihn kennenzulernen". Selbst ein so inniger Vertrauter und intimer Mitverschwörer des Admirals wie General Lahousen erklärte als Zeuge der Anklage vor dem Siegertribunal (lt. Wortprotokoll in amtlicher deutscher Ubersetzung der Prozeßakten, S. 488, Bd. 2, Nürnberg 1947), jeder Versuch, in die Persönlichkeit von Canaris einzudringen, sei vergeblich gewesen. Er nannte seinen Vorgesetzten und Freund „eine Person des reinen Intellektes". Er habe die Gewalt an sich gehaßt und deshalb „verabscheute er den Krieg, Hitler, sein System und insbesondere seine Methoden". Canaris sei, so drückte sich Lahousen vor den Nürnberger Richtern aus, ganz einfach „ein Mensch gewesen". Mussolini-Befreier Otto Skorzeny war anderer Ansicht. Er - wie von Papeleux zitiert - verglich ihn mit einer Qualle. Wörtlich: „Ein Fingerdruck macht ihr nichts aus. Nimmt man den Finger weg, gewinnt sie ihre glibbrige runde Form sofort wieder zurück, als wäre nichts passiert." Ganz im Gegensatz zu diesem österreichischen SS-Draufgänger urteilte ein preußischer Wendehals wie Dr. Hans Bernd Gisevius, der als Beamter der schon unter sozialistischer Regierung Preußens vor 1933 existierenden Gestapo im März 1933 der NSDAP beigetreten war. Er nannte Canaris, dessen „Abwehr" er zeitweilig angehörte, einen „mysteriösen Menschen, von dem niemand wußte, was er wirklich dachte". Von einem der höchsten Gestapo-Beamten, der den Endakt im Führerbunker überlebte, will Gisevius gehört haben, Canaris habe „aller Welt Sand in die Augen gestreut: Himmler, Keitel, Ribbentrop und sogar dem Führer". Diese Aussage deckt sich weitgehend mit derjenigen eines von Papeleux leider nicht genannten Historikers, der Canaris als einen „professionell deformierten Doppelagenten" bezeichnete, „der sich daran gewöhnt hat, mit zwei markierten Karten zu spielen". Er hätte noch hinzufugen können: die so falsch waren wie sein Charakter.

Geradezu lyrisch in der Charakterisierung des Spionagechefs im Dritten Reich ist Ribbentrops langjähriger Staatssekretär Ernst von Weizsäcker, der sich, in Nürnberg als Kriegsverbrecher angeklagt, als Widerständler darzustellen versuchte. In seinen Erinnerungen, die er als Häftling in Nürnberg schrieb, schwärmt er von dem Spio-

nage-Admiral so: „Canaris war rein wie der Klang einer Glocke, und wenn er auch die Verschlagenheit der Schlange besaß, so hatte er doch die Schlichtheit der Taube." Die Richter des Siegertribunals nahmen ihm seine Canaris-Schwärmerei so wenig ab wie andere Ausreden und verurteilten ihn zu 7 Jahren Gefängnis, von denen er jedoch nur 18 Monate hinter Gittern verbringen mußte. Nur er hat Canaris mit der als Friedensvogel geltenden Taube verglichen.

Je mehr sich Canaris in die vielfachen Fäden seiner Intrigen verstrickte, um so mehr streikten seine überforderten Nerven. Gisevius, einer seiner eifrigsten Aktivisten der Verschwörung, der als Zeuge der Anklage in Nürnberg eine führende Rolle spielte und vieles davon seinem schon 1946 erschienenen Buch „Bis zum bitteren Ende" anvertraute, nennt Canaris häufig „ein Nervenbündel". Als sich das Ende mit Schrecken näherte, grenzte seine Hypersensibilität an „die Empfindsamkeit einer alten Jungfer" - eine Charakterisierung, die für Canaris, als das geistige Haupt der Verschwörung gegen Hitler, alles andere als schmeichelhaft war. Seit 1942 scheint Canaris mit seinen Nerven am Ende gewesen zu sein, schreibt Gisevius. Die Sinnlosigkeit seiner Tätigkeit als Chef der Abwehr, ebenso wie diejenige seiner Förderung des Widerstandes, und dazu eine Vorahnung dessen, was ihm persönlich bevorstand, scheinen ihn völlig aus dem seelischen Gleichgewicht gebracht zu haben. Eine Art hektische Reisewut packte ihn, die ihn von einem noch von Deutschland besetzten Land Europas ins andere führte. Wie eine Art moderner Ahasverus in der von Goethe, Lessing und anderen dichterisch gestalteten Legende irrte er, von unbekannten Geistern gejagt, ruhelos durch die Landschaft dieses schrecklichen Krieges.

General Walter Warlimont, einer der fähigsten deutschen Generalstabsoffiziere, der während des spanischen Bürgerkrieges eine Zeitlang Bevollmächtigter des Reichskriegsministers bei Franco war und auch später im Führerhauptquartier öfter mit Canaris zu tun hatte, erinnerte sich seiner Anfang 1943 mit den Worten: „Er reiste unaufhörlich." Wenn er ihn im FHQ besuchte, schickte er ihn stets zuerst zum Arzt, um seinen Gesundheitszustand prüfen zu lassen, der ihm Sorgen machte. Und selbst der ihn verehrende Lahousen, dessen Lobpreisungen für Canaris im Protokoll des Nürnberger Prozesses fast fünfzig Seiten füllen, muß zugeben, daß sein befreundeter Chef damals in der zweiten Hälfte des Krieges „stets widersprüchlich in seinen Befehlen, ungerecht, wirr, unverständlich" war. Seine hervorragenden Eigenschaften, meint Papeleux, kamen immer weniger zur Geltung: hohe Intelligenz, diplomatische Geschicklichkeit, umfassende Bildung und ungewöhnliche Sprachkenntnisse. Die spanische Sprache beherrschte er fließend und akzentfrei, die englische völlig ausreichend, die französische und italienische hinlänglich, und sogar in Russisch, Ungarisch und Portugiesisch konnte er sich zur Not verständlich machen.

Sein Verhältnis zu Hitler bleibt umstritten. Zweifellos war Canaris anfanglich von dem Mann beeindruckt, den Reichspräsident und Generalfeldmarschall von Hindenburg 1933 mit der Regierungsbildung beauftragt hatte. Auch Hitler schätzte die positiven Eigenschaften des gewandten, hoch gebildeten, in Krieg und Politik bewährten hohen Marineoffiziers. Canaris bewunderte genauso wie später ein an-

derer Admiral - Dönitz der mir das bei einem langen persönlichen Gespräch im FHQ_erzählte, die Fachkenntnisse Hitlers auf dem ihm doch eigentlich fern liegenden Gebiet der Seefahrt und anderer unpolitischer Wissensbereiche. Die persönlichen Kontakte zwischen Hitler und Canaris hörten bei Kriegsbeginn wegen anderweitiger Uberbelastung auf. Aber nur das anfänglich intime Vertrauensverhältnis macht das für viele damalige und auch noch heutige Beobachter unerklärliche Zaudern Hitlers verständlich, Canaris als einen der Mitverantwortlichen an Deutschlands Verlust dieses Krieges rechtzeitig zur Verantwortung zu ziehen.

2. Herrsche, Britannien!

Rule Britannia, rule the waves,
Britains never will be slaves.

So lernten es Englands Schulkinder, als das letzte Jahrhundert des vorigen Jahrtausends voll banger Hoffnung für das britische Empire begann. Die Wogen der Weltmeere wurden ja nicht mehr allein von Briten beherrscht, seit Bismarck am 18. Januar 1871 das Zweite Reich der Deutschen im Thronsaal von Versailles aus der Taufe gehoben hatte. Seine damit geeinten Stämme hatten gemeinsam und unter Bismarcks Führung als Eiserner Kanzler eine wirtschaftliche, politische und - ja auch das - militärische Kraft entwickelt, die niemand in Europa vorher erwartet, oder - richtiger ausgedrückt - befürchtet hatte. Vor allem auf dem stolzen Flaggschiff „Britannia" flammten Warnlämpchen auf.
Zehn Jahre nach seiner Reichsgründung konnte Bismarck im Konzert der Mächte Europas den aufgetretenen Partner Deutschland Schritt für Schritt voran bringen. Hatte er mit dem Sieg im letzten deutschen Einigungskrieg von 1870/71 den Eintritt in die Führungsgruppe der europäischen Mächte erzwungen, so war es ihm in den nächsten zehn Jahren gelungen, diese Stellung durch eine weise Innen- und Außenpolitik zu behaupten und zu festigen. Aber am 18. März 1890 wurde er zum Rücktritt gezwungen. Der junge Kaiser wollte auf der Kommandobrücke des deutschen Schiffes keinen anderen neben sich dulden. Der bewährte und vom Volk geliebte Lotse mußte von Bord gehen.
In Londons Führungszentrum horchte man auf. Die Politiker und Bankiers, die Macht und Einfluß durch die deutsche Konkurrenz bereits schwinden sahen, faßten neue Hoffnung. Ihre Einkreisungspolitik gegen die unerwünschte deutsche Präsenz auf der Bühne der Weltpolitik wurde konzipiert, vorbereitet und Schritt für Schritt durchgeführt. Der englisch-französischen „entente cordial" vom 8. April 1904 folgte das englische Bündnis mit dem Zarenreich vom 31. August 1907 und die Zurückweisung eines von Deutschland angebotenen Flottenabkommens, wie es erst ein Vierteljahrhundert später Hitler zu realisieren gelang (1935). Die Weichen, die den Zug der Mächte zum 1. Weltkrieg führten, waren gestellt. Es fehlte nur noch der Startschuß. Er fiel am 28. Juni 1914 in Sarajewo, auf dem heute wieder brodelnden Balkan...

In deutschen Geschichtsbüchern wird Vizeadmiral Graf von Spee - wenn überhaupt - nur am Rande erwähnt. Am Südende des amerikanischen Kontinents, besonders in Argentinien und Chile, kennt jedes Kind seinen Namen. „Graf Spee" hieß das deutsche Panzerschiff, das den heißen Atem des 2. Weltkrieges auch am Rio de la Plata, dem gewaltigen Strom zwischen Argentinien und Uruguay, wahrnehmen ließ. Es hat sich auf der Reede von Montevideo im Dezember 1939 selbst versenkt, nachdem es sich gegen eine überlegene englische Flotte heldenhaft verteidigt hatte und dabei schwer beschädigt worden war. Der von der uruguayischen Regierung - unter Druck der Engländer - gewährte Termin für die Reparatur reichte nicht aus, das Schiff einsatzfähig zu machen. So konnte die Besatzung in Buenos Aires an Land gehen, die während des Krieges interniert blieb, bis Argentinien kurz vor der Kapitulation den Krieg erklärte. Als der Kapitän z.S. Hans LangsdorfF sein nach Graf Spee benanntes Schiff auf dem Grund des Rio de la Plata und die Besatzung in Sicherheit wußte, schrieb er seine Abschiedsbriefe, legte sich auf die ebenfalls gerettete Reichsflagge und schoß sich eine Kugel in den Kopf. Seinem Begräbnis auf dem Deutschen Friedhof von Buenos Aires wohnte eine hunderttausendköpfige Menge bewundernder Argentinier und Deutscher bei, Langsdorffs See- und Speemänner, von denen viele in Argentinien blieben, wurden zu einem Qualitätsbegriff.

Im chilenischen Nachbarland erinnert man sich heute noch an den Vizeadmiral Graf von Spee, der zu Beginn des 1. Weltkrieges bei Coronel, an der Südküste Chiles, ein britisches Geschwader zum Kampf stellte und vernichtete. Diese erste siegreiche Seeschlacht von 1914 ist in Deutschland weniger bekannt als die bald folgende bei den argentinischen Malwinen-Inseln (von den Briten Falkland-Inseln genannt, seit sie diese 1832 Argentinien geraubt und zur britischen Kronkolonie gemacht hatten). Bei den Malwinen fiel das deutsche Geschwader. Sein Kommandant Graf von Spee fand dabei den Seemannstod, zusammen mit seinen beiden Söhnen. Fast alle Schiffe des deutschen Geschwaders versanken in den eiskalten Fluten des Südatlantiks. Der kleine Kreuzer „Dresden" aber, der schon bei Coronel dabei gewesen war, konnte sich zusammen mit einem weiteren Hilfsschiff retten. Als Graf Spees Flaggschiff schon am Sinken war, gab der Admiral einen letzten Funkspruch an den Kommandanten der „Dresden", dem er befahl, sofort das Schlachtfeld zu verlassen und in das sichere Hoheitsgewässer Chiles zurückzukehren. Graf Spee handelte dabei genau so menschlich und um das Leben seiner Männer besorgt wie im nächsten Weltkrieg Kapitän Langsdorff am Rio de la Plata. Wäre damals, vor fast einem Jahrhundert, Graf Spees lebensrettender Befehl nicht gegeben und befolgt worden, hätte diese Abhandlung nie geschrieben werden können. Denn an Bord des kleinen Kreuzers „Dresden" befand sich der damals 27jährige Oberleutnant z.S. Wilhelm Canaris.

Der Mann, dem er sein Leben und damit die Möglichkeit seines ganzen weiteren - und durchaus verhängnisvollen - Wirkens verdankte, wäre dazu berufen gewesen, den Briten ihre durch Nelson errungene Alleinherrschaft auf den Weltmeeren streitig zu machen. Daß er das Zeug dazu hatte, erwies er mit seinem unerwarteten Sieg bei Coronel. Daß er daran gehindert wurde, verdankte Großbritannien

der tückischen und skrupellosen Durchsetzung seiner imperialistischen Großmachtpolitik im 19. Jahrhundert, als es mit USA-Hilfe Argentinien seine Malwinen-Inseln im Südatlantik raubte und die Beute bis heute mit Zähnen und Klauen, trotz aller internationalen Proteste, verteidigte.

In diesem Augenblick erschien zu einem kurzen Aufenthalt eine Gestalt auf der Bühne der Weltgeschichte: Maximilian Graf von Spee, am 22. Juni 1861 als Sohn eines alten deutschen Adelsgeschlechts geboren, war 1912 als Vizeadmiral der jungen deutschen Seemacht das Kommando über das deutsche Ostasien-Geschwader anvertraut worden.

Als nach Beginn des 1. Weltkrieges die Seestreitkräfte der Entente, und sogar das mit England verbündete Japan, über die deutschen Besitzungen, Pacht- und Schutzgebiete in Ostasien herfielen, zog Spee die ihm unterstellten Kreuzer „Scharnhorst", „Gneisenau", „Nürnberg", „Leipzig", einschließlich „Emden", zu einem beachtlichen Kampfverband zusammen. Den kleinen Kreuzer „Emden" entließ Spee zum selbständigen - und höchst erfolgreichen - Kreuzerkrieg im Pazifik, während er den ebenfalls kleinen Kreuzer „Dresden", der in diesem Buch eine besondere Rolle spielen wird, seinem Verband einverleibte. Einer der wichtigsten Offiziere der „Dresden" nach dem Kommandanten selbst war Canaris.

So weit war es 1914 noch längst nicht. Gerade zur See waren die deutschen Kräfte denen der Entente alles andere als gewachsen. Ein Flottenabkommen, wie es Hitler am 18. Juni 1935 mit England erreichte, hat der junge Kaiser Wilhelm II. nie zustande gebracht. Großbritannien war uns zur See haushoch überlegen. Spees Idee, seine schwachen Kräfte im pazifischen Ozean zusammenzufassen und so zu versuchen, unter Umschiffung Feuerlands in den Atlantik zu gelangen, um sich irgendwo dort oder vielleicht gar in den heimatlichen Gewässern mit der Hauptstreitmacht der kaiserlichen Kriegsmarine zu vereinigen, war fraglos richtig. Der Versuch begann glücklich. Churchill, der damals zu Beginn des 1. Weltkrieges noch „Erster Lord der Admiralität", also Marineminister der britischen Wehrmacht, war, hatte seinem Admiral Cradock befohlen, im britischen Atlantik- Stützpunkt auf den argentinischen Malwinen-Inseln ein Geschwader aufzustellen, um die von Spee geführten deutschen Kreuzer aufzuspüren und zu verfolgen, zum Kampf zu stellen und zu vernichten. Das Unternehmen war leichter zu befehlen als durchzuführen. Es sollte ebenso scheitern wie die etwa gleichzeitig ebenfalls von Churchill befohlene und nie gelungene Einnahme der Dardanellen, als Verbindung zwischen den westlichen Mächten der Entente und ihren Verbündeten, dem Zarenreich des Ostens. Churchill mußte damals, als der für die Royal Navy verantwortliche Minister, zurücktreten. Er blieb aber „am Ball", um mit dem 2. Weltkrieg neues Unheil über die Menschheit zu bringen, an dem wir heute noch leiden.

Einer der Deutschen, die ihm dabei am meisten halfen, war der nur kurz vor Ende des 2. Weltkrieges (am 9. April 1945) im Konzentrationslager Flossenbürg zusammen mit fünf anderen Lagerinsassen hingerichtete Admiral Wilhelm Canaris, über dessen Leben und Wirken in der zeitgeschichtlichen Literatur eine ganze Reihe namhafter - nicht nur deutscher - Autoren berichtet haben. Alle sind sich darin einig, daß ihr Objekt eine Persönlichkeit von ungewöhnlichem Format war. Aber

keiner hat bisher darauf hingewiesen, daß die Karriere dieses Admirals mit der ersten Seeschlacht des 1. Weltkrieges, am 1. September 1914, vor der Südküste Chiles begonnen hat.
Diesen Hinweis verdanken wir einer chilenischen Kollegin, Maria Teresa Parker de Bassi, die ihrem Familiennamen auch den ihres englischen Großvaters väterlicherseits hinzugefügt hat, ihren akademischen Titel in Zeitungswissenschaft, den sie an einer südamerikanischen Hochschule ihres Landes erwarb, aber bescheiden verschweigt. Ihr erstes Buch, das sie schrieb und schon 1987 in einem chilenischen Verlag (Ediciones Tusitalia), freilich in einer Auflage von nur 2.000 Exemplaren, veröffentlichte, trug den wunderlichen Titel in spanischer Sprache „Tras la estela del ‚Dresden'" (Im Kielwasser der „Dresden"). Gewidmet hat sie ihr bemerkenswertes Buch nicht nur diesem Kreuzer des Graf-Spee-Geschwaders im 1. Weltkrieg, sondern auch ihren verstorbenen Eltern, dazu ihrem Gatten, ihren sechs Kindern (darunter einer in Deutschland lebenden Tochter) und der ganzen seemännischen Bevölkerung ihres chilenischen Vaterlandes, das mit einer Küste von weit mehr als 5.000 km am Pazifischen Ozean ein ausgesprochenes Seefahrerland ist. Mit dem - sehr kleinen - ersten Auftreten des Oberleutnants z.S. Wilhelm Canaris „im Kielwasser der ‚Dresden'" zu Beginn des 1. Weltkrieges begann die Tragödie, die mit dem 2. Weltkrieg ihr Ende mit Schrecken erlebte.

3. Die Seeschlacht von Coronel

Oder: Nelson muß sich im Grab gewälzt haben

Bei Beginn des 1. Weltkrieges, den ich - wie den Zweiten - vom ersten bis zum letzten Tag persönlich miterlebte, war ich wenig mehr als zwei Jahre alt, aber die Schlacht bei Tannenberg, mit der die großen Ereignisse jenes Krieges begannen, prägte sich natürlich durch die Erzählungen meiner Mutter und älteren Geschwister meinem Gedächtnis unvergeßlich ein. Von der fast gleichzeitigen - und ähnlich vernichtenden, obwohl in Bezug auf Menschenmaterial längst nicht so gewaltigen - Seeschlacht von Coronel vor der Südküste Chiles erfuhr ich jedoch erst nach dem 2. Weltkrieg, als ich auf den südamerikanischen Subkontinent zurückkehrte, wo ich das Licht dieser unredlichen Welt erblickt hatte. Sie fand einen Tag nach dem phänomenalen Sieg des militärischen Zweigespanns Hindenburg - Ludendorff zwischen den Geschwadern des deutschen Admirals Graf Spee und des britischen Admirals Cradock statt und endete mit einem überlegenen deutschen Sieg, den niemand - weder in London noch in Berlin - erwartet hatte. Daß die Briten ihre als beschämend empfundene totale Niederlage nicht in die Welt hinausposaunten, ist verständlich. Ahnliches hatte ihre Marine seit Menschengedenken nicht erlebt. Das Flaggschiff mit dem Geschwaderkommandanten und der zweite schwere Kreuzer wurden versenkt, nur kleinere Schiffe konnten entkommen.

Die Nachrichtenmittel waren zu Beginn unseres Jahrhunderts noch weit von ihrer heutigen Perfektion entfernt. Südamerika war für damalige Begriffe so abgelegen, daß selbst kriegerische Ereignisse auf diesem Subkontinent kaum zur Kenntnis genommen wurden. Vor allem aber fand der deutsche Seesieg von Coronel einen Tag nach der Vernichtung der zaristischen Armee des Generals Samsonov bei Tannenberg keine Beachtung, weil Deutschland, dem die Ingangsetzung der „russischen Dampfwalze" wie ein beängstigender Alptraum war, durch Hindenburgs unerwarteten Sieg völlig aus dem Häuschen geriet und die Ereignisse von der unvorstellbar fernen Küste Chiles einfach nicht zur Kenntnis nahm. Erst heute, bei der Beschäftigung mit einer so rätselhaften Gestalt wie der des Admirals Wilhelm Canaris, muß auch dessen Rolle als junger Marineoffizier an Bord des kleinen Kreuzers „Dresden" genauer untersucht und klargestellt werden.

Die Schlacht bei Coronel war das erste kriegerische Erlebnis, das Canaris in seiner wahrlich abenteuerlichen Laufbahn als Offizier zunächst der kaiserlichen, danach der republikanischen und schließlich der Kriegsmarine des Dritten Reiches hatte. Er stand kurz vor der Vollendung seines 26. Lebensjahres, als sich die „Dresden", deren Besatzung er im Rang eines Oberleutnants zur See als Adjutant des Kommandanten zugeteilt war, im Kriegshafen Kiel auf ihr Auslaufen nach Mittelamerika vorbereitete. Das Schiff war 1907 bei Blohm & Voss in Hamburg vom Stapel gelaufen und hatte seinen ersten kriegsmäßigen Einsatz seit 1912 hinter sich, als es ins Mittelmeer entsandt wurde, um die deutschen Interessen bei den Unruhen auf dem Balkan (gegen die Türken) wahrzunehmen. Jetzt knisterte es, nach dem Sturz des Diktators Porfirio Diaz, im Gebälk Mexikos, wo auch Leben und Besitz der dort lebenden Deutschen gefährdet erschienen. Beide sollten von der Kriegsmarine der Heimat beschützt werden. Am zweiten Weihnachtsfeiertag 1913 nahmen die Besatzungsmitglieder des stolzen Schiffes Abschied von ihren Lieben - einige von ihnen für immer. Der kleine Kreuzer „Dresden", der eben gründlich überholt und gewissermaßen auf Hochglanz poliert worden war, kehrte von dieser Reise nicht mehr in seinen Heimathafen zurück. Sein Wrack liegt auf dem Grund des Pazifischen Ozeans in chilenischem Hoheitsgewässer an der Südspitze des amerikanischen Kontinents.

Aber bis dahin fehlte noch eine gewisse Zeit. Die feindlichen Geschwader mußten für ihr Aufeinandertreffen erst gebildet werden. Spee tat es, indem er mit seinem Flaggschiff „Scharnhorst" die über alle deutschen Interessen in Ostasien verstreuten Einheiten der kaiserlichen Kriegsmarine in seinem Kielwasser versammelte, wobei er die Jagd auf feindliche Frachtschiffe zum Zweck ihrer Versenkung nicht außer Acht ließ. Die zivile Besatzung und eventuelle Passagiere wurden auf einem der Begleitschiffe vereint und im nächstmöglichen neutralen Hafen abgesetzt. Etwa vorhandene Kohle- und Proviantvorräte übernahm man als willkommene Beute. Auf dem Weg über den Pazifik in südöstlicher Richtung kam so eine beachtliche Seestreitmacht zusammen.

Cradock dagegen erreichte der Befehl der britischen Admiralität zur Aufstellung eines Geschwaders zwecks Eliminierung des deutschen Störenfrieds im Pazifik auf den sogenannten Falkland-Inseln vor der argentinischen Küste im Südatlantik, die

schon vor rund zwei Jahrhunderten, zunächst von britischen Seeräubern 1832 offiziell von Großbritannien in Besitz genommen und heute - zuletzt von der „Eisernen Lady" Margaret Thatcher - mit Feuer und Schwert verteidigt wurden, weil sie strategisch nicht nur für die Beherrschung des Atlantischen, sondern auch des Pazifischen Ozeans entscheidend sind.

Der kleine Kreuzer „Dresden" war das einzige Schiff des in Bildung begriffenen Spee-Geschwaders, das sich bei Kriegsausbruch nicht im Pazifik, sondern auf der anderen Seite Amerikas - im Atlantik - befand. Am 29. Dezember 1913 hatte er deutsches Hoheitsgewässer in Richtung auf den Golf von Mexiko verlassen. Die Gegend war dem Oberleutnant z.S. Wilhelm Canaris nicht unbekannt. Schon im Herbst 1907 war er mit dem Kreuzer „Bremen" nach Mittelamerika gelangt, wo es - wie danach in Mexiko - zu Unruhen gekommen war, bei denen es galt, deutsche Interessen wahrzunehmen. Der junge Leutnant benutzte damals die Gelegenheit, seine dürftigen Kenntnisse der spanischen Sprache zu vervollkommnen, wie ein Gespräch mit einem Crew-Kameraden in Chile noch vor den beiden Seeschlachten an der Küste Südamerikas zeigt, das Frau Parker de Bassi in ihrem bereits erwähnten „Dresden"-Buch wiedergibt. Auf die Frage eines Kameraden vom gleichen Dienstgrad seines Schiffes, woher er denn seine guten Kenntnisse der spanischen Sprache habe, soll Canaris in aller Bescheidenheit geantwortet haben, es sei mit diesen Kenntnissen gar nicht so weit her. Aber er benutzte jede sich bietende Gelegenheit, um die Sprache und die politischen Verhältnisse aller besuchten Länder besser kennenzulernen. Und gerade die spanische Sprache gefiele ihm besonders gut. Ob seine Familie spanischer Herkunft sei, wollte der gesprächige Kamerad weiter wissen. Seiner äußeren Erscheinung nach hätte Canaris wohl spanische Vorfahren haben können. Von Gestalt eher klein als groß, das Haar ein wenig dunkler als damals in Deutschland üblich, aber mit blauen - und dazu sehr eindrucksvollen - Augen war er auch äußerlich eine - besonders für Frauen - eindrucksvolle Erscheinung. Er verneinte jedoch die Frage des wißbegierigen Gesprächspartners und gab bereitwillig Auskunft: Ende des 17. Jahrhunderts sei einer seiner Vorfahren Canaris zusammen mit drei seiner Brüder von Sala am Comer See/Italien nach Bernkastel-Kues an der Mosel ausgewandert. Die Familie Canaris ist also eindeutig italienischer und nicht griechischer Herkunft, wie vielfach vermutet wird. Das Gerücht seiner hellenischen Abstammung entstand durch eine überragende Persönlichkeit Griechenlands im vorigen Jahrhundert, die kurz vor der Geburt von Wilhelm Canaris zum Nationalhelden des jungen Staates wurde. Der große Hellene hieß Kanaris mit Nachnamen, war Admiral und starb sechs Jahre bevor der mit C in Deutschland das Licht der Welt erblickte. Der mit K gewann diverse Seeschlachten, gilt als der Befreier Griechenlands von türkischer Herrschaft, wurde im selbständigen Griechenland Ministerpräsident und starb als solcher im Jahre 1877. Die neuere Forschung hat ergeben, daß auch seine Familie vom Comer See stammt, also möglicherweise die gleiche Herkunft wie die mit C am Anfang hat. Man wird also den C-Admiral nicht der Unaufrichtigkeit oder gar der Hochstapelei bezichtigen dürfen, wenn er ein großes Ölgemälde des K-Admirals in seinem Haus aufhängte und nur wortlos die Schultern zuckte, wenn Besucher ihn

fragten, ob das sein Vorfahre sei. Wilhelm Canaris hatte das Helden-Porträt bei einem Griechenland-Aufenthalt auf einer seiner zahllosen Reisen durch die riesigen, einst von deutschen Truppen besetzten Gebiete Europas käuflich erworben.
Damals, also vor und im 1. Weltkrieg, benahm er sich noch ausgezeichnet, ja sogar vorbildlich. In Mexiko konnte „Dresden" viele Deutsche mit ihrem Hab und Gut aufnehmen und zu den Schiffen bringen, auf denen sie zurück in die Heimat fuhren. Am 14. Juli 1914 bekam „Dresden" den Befehl, den geflohenen Präsidenten Victoriano Huerta aufzunehmen und ihn in Kingston auf der Insel Jamaika abzusetzen. An der mexikanischen Küste wurde „Dresden" durch „Karlsruhe" abgelöst. Zurück nach Kiel. Der dazu erteilte Befehl endete mit der Weisung, sich dabei aufs Äußerste zu beeilen. Selten wohl ist ein Befehl so prompt und so gerne erfüllt worden. Endlich raus aus dem mexikanischen Kriegsgewimmel! Die Besatzung war heilfroh. Sie wußte nicht, was ihr 14 Tage später bevorstand: Weltkrieg Nr. 1.
Am 26. Juli 1914 verläßt „Dresden" die unfreundlichen Gewässer. Nicht nur die Aufgaben der beiden Kreuzer haben gewechselt, sondern auch ihre Kommandanten. Der Kommandant der „Karlsruhe", Fritz Emil Lüdecke, übernimmt „Dresden" und der bisherige Kommandant Karl Köhler steigt auf die „Karlsruhe" um. Zweiter Kommandant und Adjutant bleiben dieselben: Kurt Nieden und Wilhelm Canaris. Die „Dresden" steuert eine der kleinen Antillen-Inseln an, um Kohle und Verpflegung zu laden. Am Nachmittag kommt über Funk eine beunruhigende Nachricht: politische Spannungen zwischen Deutschland und dem Zarenreich. Nach der Ermordung des österreichischen Thronfolgers Franz Ferdinand in Sarajewo am 28. Juni hat sich das deutsch-russische Verhältnis rapide verschlechtert. Als der Zar einige Tage später die Mobilmachung verhängt, ist der Krieg nicht mehr zu vermeiden. Während deutsche und russische Truppen zur Schlacht von Tannenberg aufmarschieren, beginnt auch im Westen der Krieg. England erklärt ihn Deutschland am 4. August 1914. Damit ist das spätere Ende des kleinen Kreuzers „Dresden" bereits besiegelt. Englands Beherrschung der Weltmeere ist nicht zu bezweifeln. „Rule, Britannia, rule the waves..." Aber auch die Deutschen wollten sich damals nicht versklaven lassen. An Bord der „Dresden" beginnt man, sich auf den Ernstfall vorzubereiten. Die Kanonen und ihre Munition werden revidiert, und die 370 Mann Besatzung gehen manövermäßig auf Gefechtsstation. Die Heimkehrträume sind beendet. Das Oberkommando der Kaiserlichen Kriegsmarine hat dem Kreuzer „Dresden" die Aufgabe erteilt, die feindlichen Verbindungslinien im Atlantik in rücksichtslosem Kaperkrieg anzugreifen und so die „Home Fleet" davon abzuhalten, ihre ganze Angriffskraft auf die in Kiel konzentrierte Flotte anzuwenden. Ein paar Tage später kommt ein weiterer - diesmal ganz geheimer - Befehl: „Dresden" soll sich dem Ostasien-Geschwader des Admirals Graf Spee anschließen. Und wo wird das sein? Gewiß in den Gewässern Chiles, das nicht nur neutral, sondern traditionell deutschfreundlich ist, nicht nur durch die deutschen Offiziere, die hier als Berater und Instrukteure tätig sind, sondern auch durch viele deutsche Auswanderer, die insbesondere im Süden des Landes tätig und heimisch sind. Für den kleinen Kreuzer gilt es jetzt, sich auf den Ernstfall vorzubereiten. Alles Uberflüssige wird den Wogen anvertraut..., dazu

gehören auch die beiden Klaviere, die bisher viel gespielt wurden. Von jetzt an machen die Kanonen die Musik an Bord.
Mit allgemein südwestlichem Kurs steuert „Dresden" dem vermeintlichen Treffpunkt mit dem Ostasien-Geschwader des Grafen Spee entgegen. Dabei gilt es, die Inselgruppe der Malwinen, südlich des 50. Breitengrades vor dem äußersten Ende des amerikanischen Kontinents, zu umschiffen, die zum Schlüssel der britischen Beherrschung nicht nur des atlantischen, sondern auch des pazifischen Ozeans wurde. „Dresden" mußte diese gefährliche Ecke Amerikas mit aller Vorsicht umgehen. Das gelang. Die britischen Besatzer der Inseln waren in diesen ersten Tagen des Krieges noch nicht auf den Ernstfall vorbereitet. Der britische Admiral Cradock hatte eben erst den Befehl aus London erhalten, hier ein Geschwader aufzustellen, um den Feind, der sich mit dem „Graf Spee"-Geschwader näherte, zu vernichten. Cradock tat, was er konnte. Aber das war nicht genug. In der Seeschlacht von Coronel am 1. November 1914 wurde sein Geschwader von demjenigen des Grafen Spee vernichtend geschlagen. Er wurde mit seinem Flaggschiff „Good Hope" und dem anderen schweren Kreuzer seines Geschwaders, „Monmouth", versenkt. Der Rest suchte sein Heil in der Flucht. Ein solches Desaster hatte England seit zwei Jahrhunderten nicht mehr erlebt. Sein unsterblicher Seeheld Horatio Nelson, der in seinen stets siegreichen Schlachten auf Korsika ein Auge verlor, bei Santa Cruz einen Arm und 1805 bei Trafalgar schließlich in gewonnener Schlacht sein Leben - sein Herz hatte er schon längst der Lady Hamilton (geborene Amy Lyon) geschenkt -, muß sich bei diesem Desaster der britischen Navy im Grabe gewälzt haben. Sie verlor bei dieser Gelegenheit 1.700 Mann. Die deutschen Verluste waren, durch zwei Treffer auf „Scharnhorst" und vier auf „Gneisenau", zwei Leichtverwundete und ein toter Papagei.
Der überwältigende deutsche Sieg von Coronel fiel dem Grafen Spee nicht in den Schoß. Er hatte, am 22.6.1861 geboren, als zweiter Kommandant von SMS (Seiner Majestät Schiff) „Brandenburg", wie es im Zweiten Kaiserreich hieß, an der Niederschlagung des chinesischen Boxer-Aufstandes in den Jahren 1900 und 1901 teilgenommen. Mit dieser Ostasien-Erfahrung wurde er nach verschiedenen Verwendungen in der Heimat als Kommandant des deutschen Ostasien-Geschwaders 1912 zum Konter- und 1913 zum Vizeadmiral befördert. Als sich dann Ende Juli 1914 die dunklen Wolken des 1. Weltkrieges am europäischen Horizont zusammenzogen, überließ er den Schutz der deutschen Besitzung Tsingtau in China dem Fregattenkapitän F. K. von Müller mit seinem kleinen Kreuzer „Emden", einem Zwillingsschiff der „Dresden". Spee selbst verließ mit seinem Flaggschiff „Scharnhorst" und dem Gros des deutschen Ostasien-Geschwaders den Stützpunkt, um von den überlegenen feindlichen Kräften nicht abgeschnitten und vernichtet zu werden, wie das die übermächtigen Seestreitkräfte Englands, Frankreichs, Japans und Australiens tatsächlich geplant und vorbereitet hatten.
Aber auch der verwegene Kapitän von Müller konnte schon am ersten Kriegstag auf einen aus der Heimat erhaltenen Befehl aus dem belagerten Tsingtau mit seinem Kreuzer „Emden" ausbrechen. Bereits bei der Insel Tsushima in der Meerenge zwischen Korea und Japan, wo im Mai 1905 im russisch-japanischen

Krieg die Flotte des Zaren von ihrem Gegner vernichtet worden war, erwischte er den ahnungslosen russischen Transporter „Rjasen", kaperte ihn und machte daraus das deutsche Begleitschiff „Cormoran". Am 12. August fand er an den Marianen-Inseln den Anschluß an das Spee-Geschwader, wurde aber schon zwei Tage später zusammen mit „Prinz Eitel Friedrich" auf selbständige Kaperfahrt entsandt. Allein zwischen dem 10. und 15. September konnten sie im Pazifik wie der Hecht im Karpfenteich wirken: Sechs große britische Transporter fielen ihnen zum Opfer. Nur zwei mit immens wertvoller Kohleladung wurden gekapert, die anderen vier versenkt, nachdem Mannschaft und Passagiere an Bord genommen waren, um im nächsten neutralen Hafen abgesetzt zu werden. Ahnliche Erfolge brachten die nächsten Tage und Wochen. „Extremely shocking!", habe man in der britischen Admiralität geklagt, schreibt Frau Parker de Bassi in ihrem packenden Buch. Aufs Äußerste irritiert ließ London fünf Kreuzer Jagd auf „Emden" machen. Erfolg? Null! Am 28. Oktober 1914 gab es eine Sensation für die internationale Presse: Kapitän von Müller drang bei Nacht mit seinem Kreuzer in den feindlichen Hafen Penang in der Malacca-Meerenge ein und versenkte dort mit Torpedos den russischen Kreuzer „Yemchong" und das französische Torpedoboot „Mousquet". Erst am 9. November 1914 ereilte ihn sein Schicksal bei den Klippen von Keeling bei der australischen Kokos-Insel im Indischen Ozean. Die australischen Kreuzer „Sydney" und „Burerz" überraschten ihn, nachdem er das feindliche Unterseekabel bereits durchschnitten und die Sendestation auf der Insel gesprengt hatte. Müller ergab sich nicht. Er blieb als einziger mit seiner wehenden Reichskriegsflagge auf seinem total zerstörten Schiff. Zehn Offiziere und 200 Mann der Besatzung wurden aus dem Wasser und von den Klippen gerettet. Sieben Offiziere und 108 Matrosen fanden den Tod. Erst am nächsten Tag ergab sich auch Kapitän von Müller. Er wurde an Bord des australischen Kreuzers „Sydney" mit militärischen Ehren empfangen und blieb bis Ende des Krieges auf Malta in britischer Gefangenschaft, wo ihm das vom Kaiser verliehene Eiserne Kreuz erster Klasse übergeben wurde. Damals gab es noch Ritterlichkeit im Krieg!

Graf Spee bestellte am 6. August 1914 die Kommandanten der Schiffe seines Geschwaders, die er bisher hatte zusammenführen können, zu einer Besprechung auf seinem Flaggschiff bei der Karolineninsel Ponape. Die hohen Marineoffiziere versammelten sich an dem ovalen Tisch der Kapitänskajüte. Es waren sehr ernste Worte, die sie zu hören bekamen. Es werde schwierig sein, zurück nach Deutschland zu gelangen, sagte der Admiral. Die feindlichen Geschwader beherrschten alle Meere. „Wir müssen dem Gegner den größtmöglichen Schaden zufügen, bis uns die Munition ausgeht oder uns eine überlegene Streitmacht besiegt."

In der kurzen Pause, die Spee hier machte, herrschte beklemmende Stille. Dann fuhr er mit taktischen Einzelheiten seines Aktionsplanes fort. Die Beschaffung des notwendigen Proviants und der unerläßlichen Kohle werde im Bereich der Polynesischen Inseln schwierig sein, da diese sich alle in feindlicher Hand befänden. Aber ein fast völlig neutraler Subkontinent sei nicht mehr allzu weit entfernt: Südamerika. Einer seiner uns gut gesinnten Staaten sei dort Chile. Ihm gehöre die Osterinsel im Pazifik. Das müsse das Ziel sein. Von dort aus könne man zur Pro-

viantierung nach Valparaiso gelangen. Und dann weiter nach Süden, um Kap Horn in den Atlantik und weiter, mit Gottes Hilfe, zurück ins Vaterland. Bei seinen letzten Worten hatte der Graf seine Stimme gesenkt. Er war ein gläubiger Katholik. Vielleicht sandte er jetzt ein stilles Gebet zum Himmel. Niemand unterbrach die eingebrochene Stille. Graf Spee und seine Offiziere wußten um das Ausmaß ihrer Verantwortung. Aber die des Geschwader-Kommandanten war die schwerste von allen. Seine beiden Söhne begleiteten ihn als junge Offiziere des Geschwaders, Leutnant z.S. Otto auf „Nürnberg" und Bruder Heinrich, im gleichen Dienstgrad, auf dem Flaggschiff „Gneisenau". Vielleicht dachte er damals nicht nur an die beiden, sondern auch an ihre Mutter Margarete, eine gebürtige Gräfin von der Osten Sacken, und ihre einzige Tochter daheim in Kiel.

Nach kurzer Pause des Schweigens, das all diese Männer an ihre Lieben in der Heimat denken ließ, wurden Einzelheiten des Kampfplanes erörtert, die die Anwesenden auf ihren Schiffen weitergaben.

Die von Spee bei seiner Lagebesprechung erwähnte Osterinsel, die sich nicht weniger als 3600 Kilometer von der chilenischen Küste entfernt befindet, wurde zum Schauplatz einer der wenigen humoristischen Episoden im Zuge des Seekriegsgeschehens zu Beginn des 1. Weltkrieges. Das Eiland, etwa auf halbem Weg zwischen Polynesien und Südamerika im Stillen Ozean gelegen, wurde erst 1722 entdeckt (eben am Ostertag in diesem Jahr) und so benannt, um 1800 von Chile in Besitz genommen zu werden. Berühmt geworden ist sie durch ihre riesigen (bis zu 25 m hohen) Standbilder aus schwarzem Tuffstein, deren Schöpfer noch heute umstritten sind. Die dargestellten Riesenfiguren menschlicher Wesen haben mit den heutigen Polynesiern wenig gemein. Der schon 1991 verstorbene französische Soziologe und Vorgeschichtsforscher Prof. Dr. Jacques de Mahieu, der nach dem 2. Weltkrieg seine wissenschaftliche Arbeit an argentinischen Hochschulen fortsetzte und dessen Bücher über das Wirken der Wikinger und noch älterer nordischer Menschen in Amerika vor der angeblichen Entdeckung auch in Deutschland und Frankreich erschienen sind, schreibt die Schöpfung der einzigartigen Kunstwerke der grauen Vorzeit auf der Osterinsel jedenfalls nicht den Vorfahren der heute dort lebenden Polynesier zu. Eine bereits vorbereitete Forschungsreise auf die entlegene Insel wurde durch den Tod des französischen Gelehrten leider verhindert.

Für den deutschen Admiral wurde die Osterinsel die erhoffte Proviantstation für die bevorstehende Schlacht mit dem auf den Malwinen (Falklandinseln) zusammengestellten britischen Geschwader des Admirals Cradock. Für den kleinen Kreuzer „Dresden" war sie der so lange und so sehnlich erhoffte Treffpunkt mit dem Geschwader Spee. Im Morgengrauen des 12. Oktober 1914 kam die Insel in Sicht. Noch aber war der Kapitän z. S. Lüdecke keineswegs sicher, ob er hier den eigenen Verband oder einen feindlichen treffen würde. Er hatte von der Brücke aus ein paar ernste Worte an die Besatzung gerichtet; neben ihm standen der 2. Kapitän Kurt Nieden, der Navigationsoffizier Wielleck und der Adjutant Wilhelm Canaris. Der Kommandant schloß mit den Worten: „Wir sind alle entschlossen, für das Vaterland zu kämpfen. Es lebe Deutschland! Es lebe der Kaiser!"

Alles war für den Ernstfall vorbereitet. An den Geschützen hatte die Besatzung Waffen und Munition einsatzfahig gemacht. Der Torpedo-Offizier, Leutnant Hartwig, hatte seine „Todes-Zigarren" zum Gebrauch vorbereitet. Die zwölf Kessel des Schiffes waren in vollem Betrieb und konnten ihm notfalls seine Höchstgeschwindigkkeit verleihen. Bei Morgengrauen werden Rauchwolken erkennbar. Ist es der Feind? Wird es jetzt ernst? Dann löst sich die Spannung: es sind die unseren. Als erstes ist das Flaggschiff „Scharnhorst" auszumachen. Es folgen „Gneisenau", „Nürnberg", die Transporter „Krokodil" und „Titania" und das Postschiff „York". Zwei Tage später treffen, von der Westküste Mexikos kommend, auch „Karmack", „Göttingen", „Leipzig" und ein kleines Schiff beim Geschwader ein, das damit vollständig wird. Insgesamt befinden sich jetzt rund 2500 deutsche Marine-Soldaten auf der chilenischen Insel: etwa fünfmal so viel wie die einheimische Bevölkerung. Niemandem widerfuhr etwas Schlechtes. Trotzdem floß in diesen Tagen viel Blut auf der Osterinsel. Ihr Rindfleisch-Bestand wurde dezimiert. Die größte Rinderfarm der Insel war im Besitz der englischen Firma Williamson Balfur, und Mr. Edmond, der Verwalter, war ebenfalls Engländer. Er verfügte über mehr Rindviecher als die ganze Insel damals Einwohner hatte: etwa 500 Stück. Diese und andere Details erfuhr Frau Parker de Bassi von einem deutschstämmigen Admiral der chilenischen Kriegsmarine, Alfredo Hoffmann Hansen, der etwas später, aber immer noch während des 1. Weltkrieges, mit seinen Seekadetten eine Ausbildungsreise zur Osterinsel machte.
Mr. Edmond stellte dem deutschen Besuch auf der Insel bereitwilligst 120 der von ihm betreuten Tiere zur Schlachtung zur Verfügung. Er war nicht nur von der Bezahlung begeistert. Sie erfolgte in deutschen Goldmünzen. Man schüttelte sich lange und herzlich die Hände. Die Verständigung erfolgte natürlich in englischer Sprache, die viele der deutschen Seeleute - auch damals schon - fließend beherrschten. Schließlich fragte der deutsche Zahlmeister den entgegenkommenden Geschäftspartner nach seiner Staatsangehörigkeit. „British subject" war die stolze Antwort. Der Deutsche zuckte zusammen. Dann fragte er fast stotternd: „Ja wissen Sie denn gar nicht, daß sie uns vor mehr als zwei Monaten den Krieg erklärt haben?" Der Tommy wußte von nichts. Rundfunk und Fernsehen gab es ja damals noch nicht. Und Post gelangte spät - oder nach Kriegsbeginn schon gar nicht - auf die Osterinsel. Aber das so günstig verkaufte englische Rindfleisch war nun schon verarbeitet, und die guten deutschen Goldmünzen füllten den englischen Geldschrank. Ob der britische Geschäftsmann Gewissensbisse bekam, als die Flotte seines Landes wenig später bei Coronel von den deutschen Seeleuten versenkt wurde?

Während dieses fragwürdigen, ja im 1. Weltkrieg einzigartigen deutsch-englischen „Kuhhandels" befand sich der Kommandant des bald darauf vernichteten britischen Geschwaders, Konteradmiral Sir Christopher Cradock, auf den Malwinen-Inseln. Er verfügte bisher nur über das Flaggschiff „Good Hope" für ein aufzustellendes Geschwader. Was ihm fehlte, war alles Sonstige, vor allem aber Kriegsglück. Vergeblich hatte er bisher zunächst auf den deutschen Kreuzer „Karlsruhe" und danach auf „Dresden" Jagd gemacht. Der eine entkam in die Karibische See, der andere auf die Osterinsel im Pazifik. „Good Hope" und ihr

Admiral waren nicht mehr „guter Hoffnung". Cradock sah seiner und der ihm anvertrauten Streitmacht mit Bangen entgegen. Seit ihrer erfolglosen Treibjagd auf die beiden Schiffe befanden sie sich in Port Stanley, dem Haupthafen der Malwinen-Inseln. Da kam von der Admiralität aus London der Befehl, den deutschen Admiral und sein Geschwader aufzustöbern und zu vernichten. Der Befehl war leicht zu geben, aber schwer auszufuhren. Cradock wußte nicht, wie und wo er das bewerkstelligen sollte.

Der Adjutant des „Dresden"-Kommandanten, der damalige Oberleutnant z.S. Wilhelm Canaris, konnte sich bei der ersten Seeschlacht des 1. Weltkrieges ein Bild von der Wichtigkeit eines gut funktionierenden Spionageapparates machen. Die drahtlose Telegraphie steckte ja damals noch in den Kinderschuhen. Aber gerade der angelsächsische Gegner war schon zu Beginn des 1. Weltkrieges eifrig dabei, die Funksprüche unserer Kriegsschiffe aufzufangen und zu entziffern. Die Admiralität in London wußte durch die Agenten des britischen Geheimdienstes an allen für die Schiffahrt in beiden Ozeanen wichtigen Punkten ziemlich genau, wann, wo und wie der deutsche Admiral sein Geschwader versammelt hatte. Sie schickte ihrem Admiral Cradock schon am 7. Oktober 1914 den Einsatzbefehl zur Vernichtung des Spee-Geschwaders. Darin hieß es u.a.: „Sie erhalten den ‚Canopus' zur Verstärkung und sichern zusammen mit ‚Glasgow', ‚Monmouth' und ‚Otranto' den Seeweg der Handelsschiffahrt. Wenn Sie mit ‚Good Hope' im Pazifik operieren, lassen Sie ‚Monmouth' an der Atlantikküste, um die von .Karlsruhe' bedrohte Route so zu sichern." „Unmöglich", kabelte der hilflose Admiral am 8. Oktober nach London zurück. „Das heißt die Kräfte zu verzetteln." Er erklärte in seinem Protest, das ganze deutsche Geschwader werde über seine Schiffe herfallen, von denen einige nicht schnell genug seien. Er bat um Entsendung von „Cornwall" und „Defence" zu den Malwinen-Inseln. Die Antwort war schneidend: „Gesuch abgelehnt. Vorhandene Kräfte reichen aus." Zu diesen Kräften gehörte auch „Canopus", ein unzureichendes Stück der britischen Marine, das in einem wenig bedeutenden Stützpunkt an der brasilianischen Küste als eine Art schwimmende Artilleriestellung bemerkt worden war. Der uralte Kasten konnte mit seinen klapprigen Maschinen keine höhere Geschwindigkeit als 12 Knoten, also wenig mehr als 22 Stundenkilometer entwickeln. Die deutschen Schiffe waren mit etwa 20 Knoten zum Teil fast doppelt so schnell. Was sollte dem besorgten Admiral Cradock eine solche Verstärkung schon nützen!

Doch Cradock, der im Ruf stand, geradezu der wissenschaftliche Stratege der britischen Marine zu sein, gab sich noch nicht geschlagen. Er schickte am Abend des 17. Oktober eines seiner Schiffe nach Puerto Montt an der chilenischen Küste, ein anderes nach Coronel. Sie sollten alles versuchen, sich über Montevideo, der traditionell englandfreundlichen Hauptstadt Uruguays an der Ostküste Südamerikas, mit London in Verbindung zu setzen, um eine Änderung des Befehls der Admiralität über die Abwehr des anrückenden deutschen Geschwaders zu erwirken. Den unseligen „Canopus" schickte er mit den beiden begleitenden Kohle-Transportern in die Bucht von Vallemar. Er verlangte weiter die Zuteilung eines Schiffes, das dem deutschen „Scharnhorst" Paroli bieten könnte. Die Antwort aus Lon-

don war wiederum schneidend: „Vorhandene Kräfte reichen aus." Das war das Todesurteil für Cradock und sein Geschwader; gefallt worden war es von Winston Churchill, damals noch Erster Lord, also britischer Marineminister. Der deutsche Admiral Graf Spee sollte es vollstrecken. Zum Opfer fielen der britische Admiral und seine besten Offiziere, insgesamt 1700 Mann. Die britischen Schlachtschiffe „Good Hope" und „Monmouth" wurden versenkt. Die Deutschen erhielten nur zwei Treffer. Einen überwältigenderen Sieg hatte die junge deutsche Kriegsmarine noch nicht gehabt. Mit dem mutigen Admiral Cradock (mutig auch gegenüber der eigenen Obrigkeit) ging auch die zwei Jahrhunderte alte Sage von der Unbesiegbarkeit der britischen Marine unter. Deswegen tat - auf Churchills Befehl - die alliierte Propaganda alles, um die britische Niederlage bei Coronel zu verheimlichen. Churchill mußte erst als Marineminister zurücktreten, als auch sein nächstes Unternehmen (an den Dardanellen) scheiterte.

Der kleine Kreuzer „Dresden" mit dem Oberleutnant z.S. Canaris auf der Brücke neben seinem Kommandanten war an der Schlacht von Coronel aktiv beteiligt, wie das ein Besatzungsmitglied, Heinrich Schneider, in seinem 1926 erschienenen Buch „Kleiner Kreuzer Dresden" eingehend geschildert hat. „Dresden" nahm sein britisches Gegenstück „Otranto" aufs Korn und konnte sich ihm bis auf 9000 m nähern. Der Brite eröffnete aus dieser Entfernung das Feuer, verfehlte sein Ziel jedoch um 100 Meter. Die deutschen Kanoniere zielten besser: ein Teil der Brücke des feindlichen Schiffes flog in die Luft. Eine weitere Salve traf den Rumpf des Schiffes. Die verheerende Wirkung war deutlich zu erkennen. „Otranto" suchte sein Heil in der Flucht. „Dresden" folgte ihm nicht, da es jetzt galt, der eigenen „Leipzig" zu Hilfe zu kommen, die von dem Kreuzer „Glasgow" hart bedrängt wurde. Dieser richtete eine Salve auch auf „Dresden". Sie war zum Glück zu kurz gezielt. Das Meer war stürmisch; als es dunkelte, um 19.20 Uhr, flog unter den Einschlägen der deutschen Schiffsartillerie „Good Hope" in die Luft, als „Dresden" nur noch 400 Meter von ihm entfernt war. Wenig später versank auch das Flaggschiff „Monmouth" mit seinem Admiral Cradock in den Fluten. Der britische Kreuzer „Glasgow" entkam. Er sollte wenig später das Ende des kleinen Kreuzers „Dresden" herbeifuhren, wobei der Kommandanten-Adjutant Canaris eine wichtige Rolle spielen würde.

Unmittelbar nach der Schlacht von Coronel, nämlich am Morgen des 2. November 1914, setzt sich der Oberleutnant z. S. Wilhelm Canaris, der noch den Pulvergeruch vom vergangenen Abend in der Nase hatte, an das Tischchen seiner Kajüte, um einen Brief an seine Mutter (geb. Popp) zu schreiben. Sie könnte sich, so befürchtete er wohl, Gedanken über sein Wohlergehen machen, wenn drüben in der Heimat die ersten Nachrichten über das kriegerische Geschehen an der Küste Chiles erscheinen. Dieser und noch ein anderer Brief von ihm, nur 10 Tage nachher an die gleiche Empfängerin, gehören zu den ganz wenigen handschriftlichen Bekenntnissen, die der spätere Chef der deutschen Spionage hinterlassen hat. Seine ausfuhrlichen Tagebücher, die er zum Teil sogar mit eigener Hand niederschrieb, wurden vor Kriegsende restlos vernichtet, ehe sie der Gerichtsbarkeit in die Hände fallen konnten. Um so mehr Beachtung wird daher diesen beiden

Briefen aus Chile an die Mutter beigemessen. Sie wurden von Karl Heinz Abshagen aufgestöbert, einem Journalisten und Mitarbeiter des Spionagechefs, der schon 1949 eine der vielen Canaris-Biographien in Stuttgart veröffentlichte, wahrscheinlich diejenige, in der das Objekt am glimpflichsten davonkommt. Er entschuldigt seinen „Helden" mit einem Wort Talleyrands, der als Bischof dem Kreuz der Kirche ebenso diente wie der Guillotine der französischen Revolution und der Krone der Bourbonen, der einmal (im Gespräch mit dem Dichter Lamartine) gesagt haben soll: „Meine sogenannten Verbrechen bestehen nur in der Phantasie von Dummköpfen. Hat ein kluger Mann es je nötig gehabt, Verbrechen zu begehen? Das Verbrechen ist das Hilfsmittel politischer Tröpfe…" Und in diese letzterwähnte Kategorie läßt sich Canaris so wenig einordnen wie Talleyrand. Dieser wurde von der Geschichte der letzten zwei Jahrhunderte eindeutig verurteilt. Über Canaris wird einstweilen noch gestritten.

Die beiden Briefe, die er unter dem Eindruck seiner eben erst erlebten Feuertaufe an seine Mutter richtete, wirken durchaus positiv. Sachlich und ohne jede Prahlerei oder sogar Hurra-Patriotismus schildert er den Verlauf der Schlacht, wie er ihn erlebte. Er spricht ganz schlicht von einem „großen Erfolg". Damit hatte er fraglos recht. Irrig war nur seine Hoffnung, „daß alles so weitergehen würde". Es folgte wenig später die Vernichtung des Spee-Geschwaders bei den Malwinen, womit die britische Admiralität ihre bei Coronel erlittene Schande aus der Welt geschafft zu haben glaubte, zumal sich unter den in vierstelliger Zahl geschätzten Gefallenen auch der Graf Spee und seine beiden Söhne befanden. Das war am Nachmittag des 7. Dezember 1914. Im Feuerhagel der um das vierfache überlegenen Artillerie der britischen Panzerkreuzer sank Spee-Flaggschiff „Scharnhorst", ohne daß von den 795 Mann der Besatzung auch nur ein einziger hätte gerettet werden können. Doch ehe sein Schiff in den eisigen Fluten des polarnahen Atlantiks versank, ließ er eine Fahne der kaiserlichen Kriegsmarine in den Farben des Reiches schwarz-weiß-rot in eine Kupferkartusche verpacken, gut verschließen und über Bord werfen. Sie ist das einzige, was von seinem stolzen Schiff erhalten blieb. Sie wurde an die Küste Argentiniens geschwemmt, dort gefunden und von dem befreundeten Land Argentinien, das im Gegensatz zum 2. Weltkrieg bis zur deutschen Kapitulation von 1918 neutral geblieben war, der deutschen Regierung übergeben. Aber der Fregattenkapitän und frühere 1. Offizier von SMS „Gneisenau", Hans Pochhammer, hat uns in seinem Buch „Graf Spees letzte Fahrt", Leipzig 1932, ein treffliches Sprüchlein hinterlassen:

„CORONEL! Kein Stern so heü.
Die Falklandschlacht löscht nicht seine Pracht.

Unmittelbar vor seinem Tod sandte Spee seinen letzten Funkspruch an die kleinen Kreuzer des Geschwaders, die bisher keine Feindberührung gehabt und damit noch die Chance hatten, der Vernichtung durch das überlegene englische Geschwader zu entkommen. Das galt insbesondere für „Dresden", das mit 25 Knoten (rd. 45 Stundenkilometer) schnellste Schiff des Spee-Geschwaders. Mit diesem wohlüberlegten, letzten Befehl rettete Admiral Graf Spee nicht nur die

Kampfkraft dieser Schiffe, sondern auch das Leben Hunderter tapferer deutscher Marinesoldaten.
Aus der so fatal verlaufenen Seeschlacht bei den Malwinen kehrte Canaris jedenfalls unversehrt in den Süden Chiles zurück, wo er zuletzt die beiden Briefe an seine Mutter geschrieben hatte, die einen der wenigen Anhaltspunkte für die schwierige Ergründung seines Charakters bieten. In dem Brief vom 12. Januar 1915 erwähnt er auch politische Probleme, die dieser Krieg aufgeworfen hat. Der Kommandant seines Schiffes, Fregattenkapitän Fritz Lüdecke, dem er damals als Adjutant zugeteilt war, ziehe ihn häufig zur Beurteilung der politischen Lage, insbesondere in bezug auf Lateinamerika, zu Rate. Er verhalte sich ihm gegenüber stets sehr aufmerksam, spreche mit ihm häufig über alles mögliche und lasse ihm dienstlich volle Handlungsfähigkeit. Offensichtlich wußte dieser Vorgesetzte die intellektuellen Fähigkeiten seines Adjutanten richtig einzuschätzen. Ob er auch seinen Charakter kannte, bleibt eine offene Frage. Frau Parker de Bassi erwähnt in ihrem „Dresden"-Buch in diesem Zusammenhang, daß Canaris von seinen Marine-Kameraden vertraulich „Der Kieker" genannt wurde. Das ist in der Seemannssprache das Fernrohr, aber auch der Mann, der es im Ausguck gebraucht. Sie ist als gebürtige Chilenin, zum Teil englischer Herkunft, mit der deutschen Sprache nicht vertraut und gibt den Spitznamen für Canaris in verschiedenen Formen als „Kicka" oder „Kika" und sogar als „Der Kicker" wieder, womit auf deutsch ein Fußballspieler bezeichnet wird, als welchen man Canaris nun wahrlich nicht erklären kann. Aber die Eigenschaft eines „Kiekers" auf dem Schiff hatte er ganz gewiß. Und sogar etwas mehr: er beobachtete sofort und zog seine Konsequenzen daraus. In diesem Sinne war „Der Kieker" für seinen späteren Posten als Chef der mächtigen deutschen Spionageorganisation wie prädestiniert. Hinzu kamen seine diplomatische Geschicklichkeit im Umgang mit Personen der verschiedensten Nationalitäten, seine gesellschaftliche Stellung und sein außergewöhnliches Talent zum Erlernen und Gebrauch fremder Sprachen. Diese und andere Fähigkeiten, vor allem die eines Diplomaten, sollte er bald als Adjutant seines Kommandanten beim Untergang der „Dresden" beweisen.

4. Heldentod oder Selbstmord?

Dank seines Turbinenantriebs war der kleine Kreuzer „Dresden" als einziges Schiff des bei den Malwinen-Inseln versenkten deutschen Geschwaders, das mit dieser neuen Errungenschaft der Technik ausgestattet und daher schneller als alle anderen war, der Vernichtung entgangen.
Admiral Sturdee, der Befehlshaber des siegreichen englischen Geschwaders, hatte allen zwischen den Malwinen-Inseln und dem Gewässer des Pazifik operierenden britischen Schiffen befohlen, den deutschen Flüchtling zu suchen, seinen Standort zu melden und „Dresden" das gleiche Schicksal wie den anderen Einheiten des

Spee-Geschwaders zu bereiten. Kein angenehmes Gefühl für die Verfolgten, die um 5 Uhr früh des 9. Dezember 1914 Feuerland erreicht hatten. Jetzt galt es, sich im Gewirr der zum Teil noch unerforschten Inseln und Kanäle zu verstecken, die noch auf keiner Seekarte zuverlässig verzeichnet waren. Die Stimmung der Besatzung war bedrückt. Warum mußten gerade sie am Leben bleiben, während so viel Hunderte von ihren Kameraden in den eisigen Fluten des Südatlantiks umkamen? Es hieß, größte Vorsicht walten zu lassen. Alle Lichter und Feuer an Bord wurden gelöscht. Dem Adjutanten des Kommandanten fiel eine Aufgabe zu, wie sie später im 2. Weltkrieg die sogenannten NS-Führungsoffiziere hatten: die Moral der Truppe zu stärken. Der Oberleutnant z.S. Canaris scheint bei der „Dresden"-Besatzung diese Aufgabe ehrlich und erfolgreich erfüllt zu haben. Er erklärte der Besatzung den Plan des Kommandanten, das Schiff vor der Verfolgung des Feindes zu bewahren. Man wollte versuchen, Punta Arenas, den Hafen an der Magellan-Straße und gleichzeitig die Hauptstadt der chilenischen Provinz Magellanes, anzulaufen. Es war bekannt, daß die chilenische Regierung nach der Schlacht bei Coronel einem der entflohenen britischen Schiffe, „Otranto", gestattet hatte, sich 50 (und nicht nur die üblichen 24) Stunden lang in Punta Arenas aufzuhalten, um sich nicht nur mit Kohlen und Proviant zu versorgen, sondern auch seine in der Schlacht erlittenen Schäden zu reparieren. Das wollte nun auch „Dresden" versuchen. Am 12. Dezember 1914 um 9 Uhr wurde das bisherige Versteck verlassen. Mit der Halbinsel Brunswick wurde der äußerste Südzipfel des amerikanischen Kontinents umschifft. Nun ging es in nördlicher Richtung weiter. Um 16 Uhr des gleichen Tages rasselten in Punta Arenas die Anker ins Meer, Kapitän Lüdecke begab sich sofort, von seinem Adjutanten Canaris begleitet, zum örtlichen Hafenkommandanten, um die Genehmigung für einen 50-Stunden-Aufenthalt zu erhalten.

Sie wurde noch am gleichen Abend erteilt. Aber man konnte sie nicht voll ausnützen. Die bei einem US-Transporter bestellte Kohleladung kam nicht an. Er hatte sich, obwohl sein Land neutral war, offenbar von den Briten bestechen lassen, so daß man sich mit örtlicher Preßkohle begnügen mußte. Und die notwendigen Reparaturen konnten wegen Zeitmangels nur oberflächlich durchgeführt werden, weil der Kommandant befürchtete, der Feind könnte sein Schiff aufspüren. So verließ „Dresden" vorzeitig den neutralen Hafen. Am 13. Dezember 1914 um 21 Uhr war das Schiff mit gelöschten Lichtern wieder auf hoher See. Aufgefangene Funksprüche des Feindes verrieten, daß die britischen Kreuzer das gejagte Wild noch nicht im Visier hatten. Die beiden britischen Schiffe „Bristol" und „Glasgow" waren nur wenige Stunden in den Hafen von Punta Arenas eingelaufen, nachdem „Dresden" ihn verlassen hatte. Da hatten Kapitän Lüdecke und sein „Kieker" Canaris offenbar den richtigen Riecher mit dem Entschluß gehabt, das gastliche Punta Arenas schleunigst zu verlassen.

Ein neues Versteck fand man am Morgen des 14. Dezember an einer schwer zugänglichen Bucht der Insel Guardian Brito, wo „Dresden" in aller Ruhe seine Farbe wechselte. Es wurde dafür ein dunkleres Grau gewählt, wie es die chilenische Kriegsmarine für das Äußere ihrer Einheiten benutzte. Wenige Tage später kam ein Besuch, freundlicher als der befürchtete feindliche: Albert Pageis, ein Chilene

deutscher Herkunft, der hier mit seinem Schoner „Elfriede" als Fischer und Lotse arbeitete und sich jetzt in den Dienst von „Dresden" stellte. Er brachte aus Punta Arenas Post, Verpflegung, Neuigkeiten und wichtige Informationen über die Feindlage. Die Dienste, die er der Besatzung und damit Deutschland leistete, wurden schlecht gelohnt. 1933 wurde er von der damaligen Regierung nach Deutschland eingeladen, um über seine Erlebnisse und das Geschick der „Dresden" zu berichten. Es gefiel ihm in Deutschland so gut, daß er 1939 vom Ausbruch des 2. Weltkrieges überrascht wurde und nicht in seine chilenische Heimat zurückkehren konnte. In dieser Situation wandte er sich an den „Kieker" Canaris, der damals in Deutschland als Admiral beim Oberbefehlshaber der Kriegsmarine einen wichtigen Posten, obwohl noch nicht den eines Spionage-Chefs, bekleidete. Dieser verwendete den alten Seebären bei der Truppenbetreuung mit Berichten über seine Erlebnisse im 1. Weltkrieg. Seine Rückkehr nach Chile wurde erst möglich, als die Bundesrepublik von den Siegern aus der Taufe gehoben und ein paar Jahre später sogar auf dem Gebiet der Außenpolitik mehr oder weniger souverän geworden war. Des Albert Pageis deutsche Pension aber, der auch noch im 2. Weltkrieg als alter Herr seine Pflicht getan hatte, fiel so miserabel aus, daß er, 1951 in seine chilenische Heimat zurückgekehrt, auf Almosen angewiesen war: auslandsdeutsches Schicksal.

Das deutsch-britische Kreuzer-Versteckspiel dauerte noch einige Monate in dem maritimen Irrgarten Feuerlands. Die Versorgung war zeitweise so prekär, daß die Besatzung von dem leben mußte, was sie jagte, fischte oder sonstwie an Land oder auf See ergattern konnte. Um sich von Versteck zu Versteck zu stehlen, mußte Kommandant Lüdecke den Kessel mit Brennholz heizen lassen, das an Land geschlagen und verarbeitet werden mußte. Das konnte nicht ewig so weitergehen. So entschloß er sich am 10. Februar 1915, eine nach Berlin drahtlos weiterzugebende Meldung abzusenden, in der es hieß, er werde sich baldmöglichst aufs offene Meer des Pazifiks begeben, um bis zum 5. März an geographisch genau bezeichneter Stelle ein Transportschiff mit der Ladung Kohle für „Dresden" zu treffen. Er wartete vergebens, aber schon einige Tage später kam der brave Kapitän Pageis mit Hilfe und guten Nachrichten. Eine davon war, daß ihn eine Tochter in Punta Arenas mit der Geburt eines Kindleins zum Großvater gemacht hatte. Kapitän Lüdecke übernahm gerne die Patenschaft, und so wurde das Mädel auf den Namen Dresden getauft. Diese Dresden Pageis führte auch nach dem Untergang des stolzen Schiffes die deutsche Tradition lebendig fort.

Der bangend erwartete 5. März 1915 war also ohne das Auftauchen des erbetenen und dringend nötigen deutschen Kohletransporters vergangen. „Dresden" schaukelte noch ein paar Tage weiter, einsam und verlassen etwa 1000 Kilometer von der chilenischen Küste entfernt. Das Wetter ist miserabel. Dichter Nebel liegt über den Wogen des gar nicht so friedlichen Pazifik. Plötzlich, am 8. März, heben sich die Nebel. Das Wetter klart auf. „Alle Mann auf Posten" befiehlt der Kommandant Lüdecke, wie stets auf der Brücke, Adjudant Canaris an seiner Seite. „Dresden" nimmt Kurs auf die nahen Juan-Fernandez-Inseln Chiles, deren eine als Robinson-Insel vor mehr als 200 Jahren durch den englischen Schriftsteller Dani-

el Defoe weltberühmt wurde, weil hier einst der schottische Matrose Selkirk als einziges menschliches Lebewesen vegetierte, dessen Schicksal zur Schablone der Romangestalt Robinson Crusoe wurde. Auf dieser Insel liegen heute noch drei Matrosen des kleinen Kreuzers begraben, der damals hier versenkt wurde.

Doch so weit war es einstweilen noch lange nicht. Mit gedrosselten Motoren - des knappen Kohlevorrats wegen - setzte „Dresden" sich in Bewegung. Doch bald schon kam der Befehl „alle Kraft voraus"! Der „Kieker" hatte jetzt am klaren Horizont die Umrisse eines Kriegsschiffes ausgemacht. Das konnte niemand anderes sein als der britische Kreuzer „Kent", einer der Jagdhunde, die Admiral Sturdee auf das gehetzte Wild „Dresden" angesetzt hatte. Aus war es mit der behaglichen Trödelei. Und wenn auch die letzten Kohlen dabei draufgehen sollten: „Dresden" stellt sich dem Gefecht! Aber der Feind erkennt das gesuchte Objekt für seine schwere Artillerie offenbar nicht. Ein Effekt der guten Idee mit dem dunklen Anstrich, der „Dresden" den Einheiten der chilenischen Marine so ähnlich machte. Eine Zeitlang scheint der Gegner zu zweifeln, ob die Verfolgung lohnt. „Dresden" bemerkt eine verbliebene Wolkenwand dicht über den Wogen, um sich zu verstecken und in anderer Richtung zu verschwinden. Aber ein britischer Funkspruch wird aufgefangen: „Haben .Dresden' gefunden. Verfolgung aufgenommen." Diese Feindbegegnung ist noch mal gut abgelaufen.

Am 9. März 1915 wird die Insel „Mas a Tierra" (Dem Land am nächsten), wie die sagenhafte Robinson-Insel heute offiziell heißt, angelaufen. Aber das Gesuch, länger als die üblichen 24 Stunden im Hafen verbleiben zu dürfen, um die nötigen Reparaturen an den Maschinen durchzufuhren, wird von der chilenischen Behörde abgelehnt. Das Schiff, das sich und seine Besatzung bisher gerettet hatte, ist offenbar in eine Falle gelaufen. Sein Zustand ist der eines gehetzten Stückes Wild, das sich - ausweglos - seinen Verderbern gegenüber sieht. Die Maschinen sind ausgeleiert, die Kessel ohne Kohlen. Nur der Geist der Besatzung ist ungebrochen. Aber das alleine reicht nicht, um den jetzt offenbar bevorstehenden Endkampf zu überleben. Der Kommandant läßt die Besatzung auf dem Oberdeck antreten. An diesem Morgen sind um 8 Uhr 50 die britischen Kreuzer „Glasgow" und „Kent" in 9 und 4,5 Kilometer Entfernung deutlich zu erkennen. „Dresden" wird versuchen, obwohl ohne Kohle vor Anker liegend, den Kampf gegen den haushoch überlegenen Gegner aufzunehmen, ohne jede Hoffnung, ihn siegreich zu überstehen oder überhaupt das nackte Leben zu retten. Der Gegner hat die Kriegsflagge gesetzt und das Feuer eröffnet. „Dresden" erwidert es. Aber schon nach den ersten Salven des überlegenen Feindes fällt die eigene Artillerie auf dem Achterdeck aus. „Dresden", das schnellste Schiff des Spee-Geschwaders, das die Schlachten bei Coronel und den Falklandinseln (Malwinen) überlebte, ist damit dem Tod geweiht und der Rücksichtslosigkeit des Feindes ausgeliefert, der entschlossen scheint, das Völkerrecht der Unverletzbarkeit neutraler Gewässer nicht zu achten, wie im nächsten Weltkrieg wiederum englische Geschwader (diesmal der Royal Air Force) die mit Flüchtlingen und Verwundeten überfüllte Lazarettstadt Dresden vernichteten, deren Namen, Tradition und offenbar auch ihr tragisches Schicksal der kleine Kreuzer „Dresden" teilte.

Kommandant Lüdecke hatte ein kurzes Gespräch mit seinem Adjutanten Canaris. Dann ließ er die weiße Parlamentärsflagge setzen und ein Boot für den Oberleutnant z. S. Wilhelm Canaris fahrbereit machen. Die an Bord im Augenblick unbeschäftigten Matrosen, eine der beiden sich abwechselnden Heizer-Mannschaften, hatte der Kommandant schon vor der Eröffnung des Feuers schwimmend ans nahe Land geschickt. Trotzdem gab es unter den rund 350 Besatzungsmitgliedern zehn Tote und 40 Verwundete, 15 davon schwer. Drei der Gefallenen wurden an Ort und Stelle, also auf der Robinson-Insel, beigesetzt, die anderen sieben verschlang der Ozean. Während Canaris den ersten diplomatisch-politischen Verhandlungen seines Lebens mit dem Kommandanten des englischen Kreuzers „Glasgow" entgegenruderte, ließ sein Kommandant Lüdecke die Bodenventile öffnen. „Dresden" versank, nachdem der letzte Mann von Bord und in Sicherheit war, um 11.34 Uhr mit wehender Flagge.

Frau Maria Teresa Parker de Bassi nannte in ihrem „Dresden"-Buch das tragische Ende dieses ungewöhnlichen Schiffes eine Mischung von Heldentod und Selbstmord. „Dresden" ergab sich nicht. Das Schiff so wenig wie die Stadt.

Die Mission, die Kommandant Lüdecke seinem Adjutanten Canaris übertragen hatte, war nicht nur die erste dieser Art, sondern auch die verzweifeltste: sie hatte keinerlei Aussicht auf Erfolg. Der Kommandant wollte durch das Hissen der Parlamentärsflagge lediglich die notwendige Zeit gewinnen, um sein Schiff zu versenken, nachdem er seine Besatzung in Sicherheit wußte. Auch Canaris kann die Absicht nicht verborgen geblieben sein. Er erwartete keine lange völkerrechtliche Diskussion. Er bemühte sich lediglich, so korrekt wie möglich zu sein. Der britische Kommandant Luce ließ seinen Kreuzer „Glasgow" sogar dem Parlamentärsboot langsam entgegen kommen. Längsseits wurde eine Leiter für den deutschen Marineoffizier ausgelegt. Zum Kommandanten auf die Brücke geführt, grüßte er korrekt, nannte in englischer Sprache Dienstgrad und Namen und ging sofort medias in res. Er habe den Auftrag seines Kommandanten, so soll Canaris nach der wörtlichen Wiedergabe der Frau Parker de Bassi in ihrem „Dresden"-Büchlein dem englischen Kommandanten gesagt haben, daran zu erinnern, daß sie sich in Territorial-Gewässern des neutralen Staates Chile befänden, deren Unverletzbarkeit man nach gültigen internationalen Abkommen zu achten hätte.

Kommandant Luce habe energisch und kurz, aber nicht unfreundlich erwidert: „Ich habe den Befehl meines Vorgesetzten,,Dresden' zu vernichten, wo und wann auch immer wir ihn träfen." Alles andere - sei es von völkerrechtlichem oder anderem Belang - bleibe zwischen London und der Regierung Chiles zu regeln. Ahnlich mag auch Bomber-Harris, der heute ein prachtvolles Denkmal in London hat, geantwortet haben, sollte er von irgend jemand dafür zur Rede gestellt worden sein, daß er den Befehl des gleichen Churchill ausführte, die Lazarettstadt Dresden mit Hilfe des amerikanischen Verbündeten am 13. Februar 1945 zu vernichten.

An diesem Punkt des Zeitgeschehens drängt sich dem Beobachter eine Überlegung auf: Sollte der damalige „Erste Lord der Admiralität", Winston Churchill, seinem Kreuzer „Glasgow" bei seiner Verfolgungsjagd auf den deutschen Kreuzer „Dresden" vielleicht einen Spezialisten seines Intelligence Service mitgegeben

haben? Vielleicht erwartete er, bei diesem Unternehmen deutsche Gefangene zu machen, die für die britischen Interessen dienstbar gemacht werden konnten. Wenn dem so wäre, könnte nicht ausgeschlossen werden, daß der Oberleutnant z.S. Wilhelm Canaris bei Erledigung seines Auftrages an Bord des Briten-Kreuzers mit der Möglichkeit seiner Gefangennahme konfrontiert wurde, der er nur dadurch entging, daß er das Angebot ohne spezielle Verpflichtungen nicht geradezu ausschlug, aber sich auch zu nichts verpflichtete. So konnte er das deutsche Beiboot des inzwischen selbstversenkten Kreuzers „Dresden" erneut besteigen und sich aufs Festland begeben, wo ihn gewiß nichts weiter als die sehr lockere, ja geradezu kameradschaftliche Internierung im deutschfreundlichen Land Chile und damit die Rückkehr in die Heimat erwartete. Dieser widmete er von nun an seine ganze Energie, die in der Tat beachtlich war.

Canaris kehrte von dieser seiner ersten diplomatischen Mission direkt an Land der Robinson-Insel zurück, wo Kommandant Lüdecke die Uberlebenden seines von ihm versenkten Schiffes sammelte. Das war nicht ganz einfach, da einige von ihnen in den dichten Urwald der Insel geflüchtet waren, weil sie befürchteten, von einem Landungskommando der britischen Schiffe gefangengenommen zu werden. Ein feindliches Boot kam tatsächlich, aber es brachte lediglich den Arzt des Kreuzers „Orama", der sich zur Verfugung stellte, unsere Verwundeten zu versorgen. Er tat es und er sagte mit leiser Stimme: „Ich wollte, ich wäre heute nicht hier. Ich schäme mich meiner Landsleute." Er hätte seinen eigenen Kommandanten, den Kapitän z. S. R. Sagrave, davon ausnehmen sollen. Der nahm unsere Verwundeten nicht nur vorübergehend auf seinem Schiff auf, sondern verpflichtete sich, sie im Deutschen Hospital von Valparaiso abzuliefern. Und er hielt Wort. . .

Die unversehrt gebliebenen Besatzungsmitglieder traten an und sangen zu Ehren ihres gesunkenen Schiffes und der Gefallenen „Deutschland, Deutschland über alles".

Unterbringung und Versorgung der übrig gebliebenen „Dresden"-Besatzung auf der nur dünn besiedelten Robinson-Insel war nicht einfach. Eine leerstehende ehemalige Fabrik gab wenigstens ein Dach über dem Kopf und ein von einem einheimischen Inselbewohner gespendeter Ochse die notdürftige Nahrung für die jetzt Internierten. Zwei Schiffe der chilenischen Kriegsmarine bringen sie am 18. März aufs Festland. Die Aufnahme durch die chilenische Besatzung ist kameradschaftlich, ja geradezu freundschaftlich. Am 23. März 1915 endlich kommen sie in die Hafenstadt Talcahuano, etwa 500 Kilometer südlich von Santiago, der Hauptstadt Chiles. Auf der diesem Hafen vorgelagerten Insel Quiriquina werden die internierten deutschen Seeleute fast viereinhalb Jahre aushalten müssen. Von den insgesamt 350 Matrosen und 16 Offizieren bleiben etwa 70 in Chile und gründeten dort ihre Familien. Der ehemalige Kommandant Lüdecke kehrte bei Kriegsende nach Deutschland zurück und brachte es in der Weimarer Republik noch bis zum Konteradmiral, starb aber noch vor dem 2. Weltkrieg.

Canaris hielt es nur wenige Monate in der Internierung aus. Selbst Abshagen, einer der ersten Canaris-Biographen, kann für die Flucht seines späteren Vorgesetzten aus der chilenischen Internierung kein genaues Datum angeben. Er meint,

sie müsse im Oktober oder November 1915 stattgefunden haben. Oktober - dem März auf der nördlichen Erdhälfte vergleichbar - dürfte wahrscheinlich für dieses gewagte Vorhaben besser gewesen sein als November 1915, der erste Sommermonat auf der südlichen Erdhälfte, der mit seiner für anstrengende Märsche zu Fuß oder zu Pferd, wie sie Canaris vorhatte, nicht eben geeignet gewesen wäre.

5. Weltreisender mit Trödlersack

Wenn Biograph und Journalist Abshagen nichts über die sensationelle Flucht seines ehemaligen Chefs herausbekam, die doch entscheidend für dessen ganzes zukünftige Leben und Wirken werden sollte, so war die chilenische Kollegin Maria Teresa Parker de Bassi erfolgreicher, wie sie in ihrem schon mehrfach zitierten Buch „Im Kielwasser Dresdens" schreibt. Im Sommer 1981 bekam sie über einen chilenischen Kollegen den Auftrag, für ein Fernsehprogramm über das Schicksal des kleinen Kreuzers „Dresden" zu Beginn des 1. Weltkrieges Recherchen anzustellen. Das war nicht ganz einfach. Immerhin war seit den Ereignissen, in die „Dresden" damals mit der Besatzung von mehr als 300 Marinesoldaten verwickelt war, fast ein ganzes Menschenleben vergangen. Von den rund 70 Angehörigen der „Dresden"-Besatzung, die auch nach dem Krieg in Chile geblieben waren, lebte kein einziger mehr. Und ihre Verwandten und Bekannten wußten nichts oder wollten sich nicht erinnern können. Die neuen Generationen hatten von den damaligen Vorgängen keine Ahnung, und bei den noch lebenden Alten versagte das Gedächtnis. Aber Frau Maria Teresa ließ sich nicht entmutigen. Und sie hatte schließlich das Glück, das nur dem unentwegten Journalisten zuteil wird. Sie bekam Verbindung mit einer alten Dame, Olga Böttiger geb. Becker, Tochter des deutschen Schiffahrtsagenten Georg Becker aus Wiswedel in Niedersachsen, die ihr auf Anhieb erklärte, ihr Vater habe im 1. Weltkrieg einem gewissen deutschen Oberleutnant z.S. Wilhelm Canaris zur Flucht nach Deutschland verholfen. Die Becker-Tochter selbst hatte noch einen Koffer dieses deutschen Marine-Offiziers in ihrem Haus, den er damals bei Antritt seiner Flucht stehen ließ, weil er dabei sein Äußeres ebenso änderte wie seinen Namen und sonstige Personaldaten. Im übrigen, so sagte diese interessante Greisin, könne sie der wißbegierigen Journalistin Namen und Adresse einer Verwandten geben, die mehr darüber wisse und in einem deutschen Altersheim der chilenischen Stadt Concepción lebe. Nichts wie hin! Am 1. September 1981 reiste die eifrige Kollegin, von einem Kameramann mit umfangreichem Gerät vom chilenischen Staats-Fernsehen „TVN" (Televisión Nacional) begleitet, nach Concepción. Zuvor besuchten sie die Insel Quiriquina, auf der die „Dresden"-Besatzung während des Krieges interniert war. Spuren davon waren nicht mehr anzutreffen.

Ergebnisreicher war der Besuch im deutschen Altersheim von Concepción, wo sie die empfohlene Sofia Böttiger Krause (83) zwar krank, aber aussagebereit antrafen. Tags zuvor war die wißbegierige Journalistin mit ihrer Begleitung von Santiago

nach Concepción geflogen. Als die Maschine an der Küste entlang nicht allzu hoch über dem Meer an dem kleinen Hafen Coronel und der ihm vorgelagerten noch kleineren Insel Santa Maria vorbeiflog, erinnerte sich Maria Teresa der von ihr so genau studierten Seeschlacht, die hier stattgefunden hatte. Es war 18.45 Uhr. Etwa um diese Zeit - zwischen 18 und 19 Uhr - hatte die kriegerische Begegnung zwischen dem deutschen und englischen Geschwader hier stattgefunden. Um welche genaue Uhrzeit war das eigentlich gewesen?, fragte sich die Journalistin. Sie kannte die historische Begebenheit in all ihren Details. Aber sie hatte bisher nicht an besondere Einzelheiten gedacht. Es war zur gleichen Stunde und am gleichen Tag: einem 1. November - nur 67 Jahre später. 1981 statt 1914, Zufälle, wie sie gelebtes Leben für bevorzugte Menschenkinder bereit hält. Unter den Wellen, deren Schaumkronen die Passagiere des Flugzeuges beobachten konnten, mußten die Reste der britischen Panzerkreuzer „Good Hope" und „Monmouth" liegen, die hier mit ihren 1700 Mann an Bord von dem Geschwader des deutschen Admiráis Graf Spee versenkt worden waren. Die zufällig gemachte Reminiszenz ließ die kleine Fernsehexpedition auch in Concepción ein gutes Ergebnis erwarten. Sie sollten nicht enttäuscht werden.

Die kränkliche alte Dame, die am nächsten Tag für das chilenische Fernsehen interviewt wurde, leugnete von vornherein, den für die Zeitgeschichte interessantesten Teilnehmer an der Schlacht von Coronel, den damaligen Oberleutnant z.S. und späteren Chef der Spionage des Dritten Reiches, Admiral Wilhelm Canaris, persönlich gekannt zu haben. Trotzdem konnte sie Einzelheiten vom Tag seiner Flucht aus dem Internierungslager Quinquina berichten. Sofia Böttiger war damals 16 Jahre alt und lebte, da ihre Eltern gestorben waren, bei Verwandten auf dem kleinen Landgut „Quinta Olga". Sie wurde - das war damals so Sitte - ziemlich streng gehalten und bekam an einem Tag, an dessen genaues Datum sie sich nicht entsinnen konnte („es muß so Ende 1915 gewesen sein") gewissermaßen Hausarrest, da Leutnants-Besuch erwartet wurde. Tatsächlich bekam sie, hinter der Gardine ihres Zimmers zu ebener Erde versteckt, alle Einzelheiten dieses interessanten Besuches mit. Den deutschen Marine-Leutnant Canaris, um den es sich dabei handelte, schilderte sie so: „Deutscher schien er nicht zu sein. Er war auch nicht das, was wir einen flotten Burschen nannten. Von Gestalt eher klein als groß, dunkles Haar, getönte Haut und blaue Augen, eine anziehende Persönlichkeit." Unter den Offizieren des Kreuzers „Dresden", die nicht gehindert wurden, ihre Internierung auf der nahen Insel zu Besuchen auf dem Festland zu verlassen, befand sich auch der Kommandant, Kapitän z.S. (und später Admiral) Lüdecke. Der häufigste Besucher aber war Canaris, wie Sofia berichtete. Er sprach ganz offen davon, daß er so bald wie möglich fliehen wollte. Und Sofias Schwager, der Schifffahrtsagent aus Wiswedel, verstand ihn nicht nur, sondern half ihm dabei nach Kräften. Er hatte ihm das dazu nötige Geld, einen sehr gut gefälschten Paß und alles, was Canaris zu diesem Vorhaben brauchte, besorgt; ob ihm der britische Geheimdienst dabei behilflich war, ist bis heute ungeklärt. Die ganze Geschichte, mit der seine Flucht getarnt und überhaupt erst möglich gemacht werden sollte, war jedenfalls gut ausgedacht. Er wollte als „falte" verkleidet, wie

man in Chile die von Haus zu Haus gehenden Händler nennt, sich über die Anden nach Argentinien durchschlagen, das während des ganzen Krieges unter seinem großen Präsidenten Hipólito Irigoyen neutral blieb, und von dort aus mit einem ebenso neutralen Schiff zurück in die Heimat gelangen, die damals jeden Soldaten und besonders einen so tüchtigen wie Canaris dringend gebrauchte. Der Paß, den ihm der deutsche Schiffahrtsagent durch seine vielfachen Beziehungen beschafft hatte, lautete auf den englischen Namen Reed Rosas und identifizierte einen jungen Chilenen britischer Herkunft, der die spanische Sprache ohne Fehler und Akzent sprach, aber auch recht gut die englische Sprache seiner Vorfahren beherrschte, und der, da kürzlich verwitwet, eine Erbschaft in Europa regeln wollte. Die Sache war gut und überzeugend ausgedacht und verriet schon die Fähigkeiten des künftigen Spionage-Chefs des Dritten Reiches. Die Perfektion von Paß und Legende, wie die Tarnungsgeschichte eines Geheimagenten in der Fachsprache genannt wird, war so perfekt, daß sich Sachkenner schon gefragt haben, ob nicht Sofias Verwandter bereits - vielleicht ohne es zu wissen - im Auftrag des britischen Geheimdienstes gehandelt habe. Eine solche Vermutung wäre ähnlich wahrscheinlich wie die gleichfalls entstandene Version, Canaris habe schon bei seiner Verhandlung als Parlamentär mit dem Kommandanten an Bord des britischen Kriegsschiffes mit einem Agenten des Britischen Geheimdienstes Verbindung bekommen.

Wie dem auch sei, der von Sofia so aufmerksam beobachtete Leutnant mußte sich jetzt zunächst einmal umkleiden, um sich langsam in seine neue Rolle hineinzuspielen. Er zog sich dazu ins Innere des Hauses zurück. Als er wieder erschien, hatte er statt seiner sonst stets gepflegten, ja fast eleganten Kleidung die schäbige eines Hausierers angelegt. Die frühere wurde in den eleganten deutschen OfFizierskoffer verpackt, der im Hause der deutsch-chilenischen Familie Becker verblieb.

Der damalige Besitzer des feinen Koffers packte seine geringe Habe in einen schäbigen Trödler-Beutel, dazu etwas von dem Tinnef, den er angeblich zu verscherbeln versuchen sollte, schnallte sich die Last auf den Rücken und verschwand auf Nimmerwiedersehen. Talcahuano verließ der Flüchtling jedenfalls zu Fuß. Später soll er sich beritten gemacht haben. Er war ja begeisterter Reiter sein Leben lang. Und ein Reitpferd ist noch heute in Südamerika kein Statussymbol, sondern in ländlichen Gegenden ein unentbehrliches Fortbewegungsmittel. Ich selbst kaufte mir, als ich nach dem 2. Weltkrieg in der Provinz Buenos Aires als Landarbeiter einen neuen Anfang suchte, für meine beiden Söhne und für mich ein braves älteres Pferd, das wesentlich billiger und auf den damals noch vorwiegenden Erdstraßen ein geeigneteres Fortbewegungsmittel als ein Fahrrad war.

Auch Canaris war bei seinem Neuanfang in Südamerika auf ein so nützliches Tier angewiesen. Biograph Abshagen läßt ihn auf seiner Flucht über die Anden, die bei Talcahuano immerhin noch Gipfel von mehr als 4000 m Höhe aufweisen, so schnell vorwärts kommen, daß er schon das Weihnachtsfest 1915 bei deutschen Siedlern in Argentinien feiern konnte. Ein anderer der zahlreichen Canaris-Biographen verlegt den Aufenthalt seines Helden zu gleicher Zeit ebenfalls zu Deutschen, aber in Avellaneda, der Arbeiterstadt im Süden von Buenos Aires. Er heißt immer noch - nach seinem von Kennern gefälschten Paß - Reed Rosas, und

behauptet, Chilene englischer Abstammung und auf Jagd nach der Erbschaft einer britischen Verwandten zu sein. Da er außerdem mit reichlich Bargeld versehen war, fiel es ihm nicht schwer, eine Passage auf dem holländischen Schiff „Frisia" zu bekommen. Auch diese großzügige finanzielle Ausstattung deutet als Geldgeber den Secret Service an. Seine Tarnung und entsprechende Verkleidung als Trödler hatte Reed Canaris längst aufgegeben. Jetzt spielte er eine andere Rolle: die eines sympathischen jungen Anglolatinos, dem seine Sprachkentnisse schnelle Bekanntschaften mit den verschiedensten Leuten ermöglichten. Und jetzt befanden sich unter ihnen auch Angehörige der britischen Geheimpolizei, die wir bei seinem Auftritt als Parlamentär auf dem Kreuzer „Glasgow" nur vermuten, aber nicht beweisen können.

Und das kam so: die „Frisia" erreichte ihr Ziel Rotterdam einstweilen nicht. Sie würde bei Annäherung an europäische Hoheitsgewässer von britischen Sicherheitskräften aufgebracht, die nach Durchsuchung von Schiff und Passagieren ihre Umleitung nach Plymouth anordneten. Canaris war nicht der einzige an Bord, der unter falschem Namen und zu anderen Zwecken als den angegebenen reiste. Aber er wurde von dem an Bord gekommenen britischen Beamten weder verhaftet noch peinlich befragt, sondern - dank seiner reichen Sprachkenntnisse - um seine Mitarbeit bei der Identifizierung seiner Reisegefährten ersucht. Hatten sie vielleicht sogar den Auftrag, sich an einen gewissen Reed Rosas zum Zweck der Zusammenarbeit zu wenden? Die Vermutung scheint nicht abwegig. Der so angesprochene junge Mann lehnte das keineswegs ab, obwohl es sich bei seinen Partnern um Angehörige einer Macht handelte, die uns den Krieg erklärt hatte. An dieser ersten aktiven Zusammenarbeit mit dem britischen Secret Service läßt jedenfalls nicht einmal der Canaris-Verehrer Abshagen einen Zweifel, der im Vorwort zu seinem Buch zugeben muß, daß „viele ehemalige Standesgenossen des Admirals in diesem einen Verräter" gesehen hätten, der „der eigenen Wehrmacht und dem deutschen Volke den Dolchstoß in den Rücken versetzt hat".

Zu ihnen gehörte einer ihrer höchsten und besten Repräsentanten, der Großadmiral Karl Dönitz, der legitime Nachfolger Hitlers als deutsches Staatsoberhaupt. Er hat seine Ansicht, daß er in bezug auf den Chef unseres Nachrichtendienstes kein Vertrauen habe, sogar vor dem Internationalen Militärtribunal in Nürnberg ebenso bekundet wie Ernst Kaltenbrunner, der den politischen und militärischen Nachrichtendienst des Dritten Reiches nach der Absetzung des Admirals Canaris reorganisieren mußte. Kaltenbrunner erklärte bei seiner Vernehmung am 21. August 1946 wörtlich: „Ich habe in kurzer Zeit in ungeheuerlichem Ausmaße den Verrat Canaris' und seiner Helfershelfer festgestellt." Beide wurden gehängt: der eine in Nürnberg, der andere im KZ Flossenbürg.

Mein letzter direkter Chef, der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda, den ich während der beiden letzten Jahre im Amt als sein persönlicher Pressereferent begleitete, schenkte Canaris wenig Beachtung. In den Goebbels-Tagebüchern, wie sie Elke Fröhlich, die emsige Gattin des verstorbenen Leiters des berüchtigten Instituts für Zeitgeschichte, 1987 in München veröffentlichte, wird der Name Canaris überhaupt nur vier Mal erwähnt, und zwar mehr im Zusam-

menhang mit durchaus nebensächlichen Ereignissen. In meinen eigenen Tagebüchern aus den beiden letzten Kriegsjahren, die zuerst nur in deutscher Sprache 1949 im Dürer-Verlag, Buenos Aires, unter dem Titel „Mit Goebbels bis zum Ende" veröffentlicht wurden, taucht der deutsche Abwehrchef überhaupt nur ein einziges Mal auf, und zwar im Zusammenhang mit dem Sturz Mussolinis am 25. Juli 1943. Wie es in meiner Eintragung (auf Seite 74 des 1. Bandes) wörtlich heißt, stehe Goebbels dem „Admiral Canaris mit höchstem Mißtrauen gegenüber... Er spricht von ihm ganz offen als von einem Verräter, er hält ihn für einen jener verschlagenen und ehrgeizigen Politiker im Generals- oder Admiralsrang, die als Typ in der Heimat Canaris zu Hause sind". Das war fast auf den Tag genau vor dem mißglückten Militärputsch vom 20. Juli 1944, den Goebbels offenbar schon ahnte, als er seine mir gegenüber geäußerte Meinung über Canaris mit den Worten abschloß: „So marschieren wir mit ruhig festem Schritt dem nächsten Desaster entgegen." Auch damit behielt er recht.

In den zitierten Worten spiegelt sich eine kühne, aber durchaus verständliche Kritik an seinem Führer wieder, für den er sein Leben, das seiner Frau und seiner sechs Kinder am 1. Mai 1945 opfern würde. Er sagte mir wörtlich: „Die Nachsicht des Führers ist mir unverständlich." Gewiß habe Canaris diesem und der Partei manch „wertvollen Dienst geleistet". Aber, so fuhr Goebbels, in Erregung geratend, fort: „Wenn es mir als Führer des Deutschen Reiches passierte, daß mein engster Bundesgenosse (Italien) abfällt, ohne daß ich von meinen verantwortlichen Mitarbeitern darüber auch nur die Andeutung einer solchen Möglichkeit erhalten habe, dann jage ich sie zum Teufel, wenn ich sie nicht sogar an die Wand stelle." Was nützte es, daß Hitler in seinem Testament Goebbels als seinen Nachfolger im Amt des Reichskanzlers bestimmte!

Hitlers Versäumnis, Canaris rechtzeitig unschädlich zu machen, ist tatsächlich in seiner Bedeutung für Deutschlands Verlust auch des 2. Weltkrieges nicht zu unterschätzen. Abshagen gesteht in dem Hohen Lied, das er mit seinem Canaris-Buch dem ehemaligen Chef singt, ganz offen, was sein Held war: „Mitwisser so vieler Verschwörungen und Komplotte, der mindestens indirekt an fast allen Versuchen, das Vaterland und die Welt von der Tyrannei Hitlers und dem Terror Himmlers zu befreien, Anteil gehabt hatte." In diesem Sinne fiel ihm der un-, ja widersinnige Untertitel seines Buches ein: „Patriot und Weltbürger". (Stuttgart 1949.)

Als „Patriot" bezeichnet im Titel seines Canaris-Buches auch Heinz Höhne den einstigen Abwehrchef, aber unter der trefflichen Hinzufügung der Worte „im Zwielicht" (München 1976, englische Übersetzung 1979 bei Doubleday & Co., Inc., Garden City N.Y.). Und er erläuterte 1997 in einem Interview mit „The Documedia Group" für ihren Streifen „Secrets of War" die zwiespältige Position des „Meisterspions" zwischen Hitler und dem „Widerstand" mit den trefflichen Worten: „Er wollte nicht, daß Hitler den Krieg gewinnt, aber er wollte auch nicht, daß das deutsche Reich dabei kaputt ging." Das hieß nach dem volkstümlichen Motto denken und handeln: „Wasch mir den Pelz, aber mach mich nicht naß." Daß Hitler und Canaris sich jahrelang - und schon vor der Machtübernahme - kannten und gegenseitig an den Gedanken und Vorstellungen des Gesprächspartners Gefallen fanden,

steht fest und kann von keinem seiner Biographen geleugnet, sondern höchstens - wie von Abshagen - verschwiegen werden. Höhne hat richtig erkannt, daß Hitler seit seiner persönlichen Bekanntschaft mit Canaris von der Bildung, der weltmännischen Erfahrung und der diplomatischen Gewandtheit seines „Meisterspions" fest überzeugt, ja lange Zeit begeistert war und daß dieser den Führer, wenn auch vielleicht nicht wie so viele andere bewunderte, aber doch für einen Politiker hielt, mit dem man sich durchaus unterhalten kann. Beide waren nicht nur fast gleichaltrig - Canaris wurde etwas mehr als zwei Jahre vor Hitler geboren -, sondern wurden auch von den bolschewistischen Umtrieben bei Ende des 1. Weltkrieges in Deutschland und ihrer Niederschlagung geformt; Hitler mit seiner Nationalsozialistischen Bewegung in Bayern und Canaris mit der Gardekavallerieschützendivision auf gesellschaftlich gehobener Ebene in Berlin. Als hier Rosa Luxemburg und Karl Liebkriecht 1919 bei der Niederschlagung des bolschewistischen Spartakus-Aufstandes ums Leben kamen und ein junger Leutnant als ihr angeblicher Mörder vor ein Militärgericht gestellt wurde, war es der damalige Kapitän Canaris, der seine Verteidigung übernahm und höchst erfolgreich durchführte.

Nach der Ernennung des Admirals zum Chef der Abwehr von 1935 hörten Hitlers persönliche Kontakte mit ihm auf. Ernste Bedenken gegen Hitler scheinen Canaris erst bei der von deutscher Seite ausgelösten Tuchatschewski-Affare der Sowjetunion von 1937 gekommen zu sein. Sie wurden verstärkt durch die in der Tat skandalöse Blomberg- und Fritsch-Krise von 1938 und führten nach den Feststellungen des ehemaligen Professors an der Hebrew University in Jerusalem, Robert Wistrich, zu erster Fühlungnahme mit dem Generalstabschef des Heeres, General Ludwig Beck, und dessen hitlerfeindlichen Gesinnungsgenossen, die nach Becks Rücktritt im August 1938 den sogenannten „Widerstand" zu organisieren begannen. Daran beteiligte sich von nun an und in bevorzugter Position auch „die rechte Hand" des Abwehrchefs, Oberst Hans Oster, ein Generalstabsoffizier des 1. Weltkrieges, der aus der Reichswehr der Weimarer Republik wegen Verletzung des Ehrenkodexes ausgeschlossen worden war und trotzdem 1933 in der Abwehr zunächst als Angestellter und später sogar wieder als Offizier an maßgeblicher Stelle eingestellt wurde. Er dankte diese Rehabilitierung damit, daß er zu Beginn des 2. Weltkrieges die deutschen Operationspläne im Westen den Alliierten übermitteln ließ. Erst nach langer Überwachung durch die Gestapo wurde Oster Anfang 1944 aus dem Amt entfernt und nach dem Scheitern des Generalputsches vom 20. Juli 1944 verhaftet und vor Kriegsende zusammen mit Canaris in Flossenbürg gehängt.

Die Affinität führender Widerständler zum Nationalsozialismus, wie sie Canaris und andere anfanglich hatten, ist das Thema eines kürzlich erschienenen Buches des amerikanischen Geschichtsprofessors der Universität Wisconsin/USA, Theodore S. Hamerow: „On the Road to the Wolfs Leir" (Auf dem Wege zur Wolfsschanze), Bedknap Press, USA, April 1997. Hamerow zeigt, wie es in einer Besprechung seines Buches in der „Contemporary Review" heißt, daß viele (und hier werden neben Canaris auch der ehemalige Finanzminister Popitz, der evangelische Bischof Theodor Wurm und Stauffenberg genannt) Widerständler, die den Nazismus zunächst begrüßten, weil sie die Weimarer Republik nicht leiden konn-

ten. Fast gleichzeitig erschien ebenfalls in den USA (bei Random House, New York) ein weiteres Buch zum gleichen Thema von John H. Waller unter dem Titel „The unseen war in Europe / Espionage and conspiracy in the Second World War". Es sei, so heißt es in einer von INTERNET veröffentlichten ausfuhrlichen Besprechung, eine unschätzbare Informationsquelle über den deutschen Widerstand gegen Hitler, und insbesondere die Rolle, die Admiral Wilhelm Canaris, der Chef der Abwehr des deutschen militärischen Informationsdienstes, dabei spielte, und seiner bewußten Manipulierung seiner eigenen Unternehmen zur Unterstützung der alliierten Sache. Sein Erfolg dabei, schreibt Waller, bedeutete für Canaris den Tod in einem Nazi-Gefängnis, nur wenige Stunden bevor die alliierten Streitkräfte jene Gegend erreichten.

Das war das Ende eines Mannes, der im 1. Weltkrieg als Offizier seine Pflicht - ja mehr als das - getan hatte, der danach freiwillig und unter fortgesetztem Einsatz seines Lebens dem deutschen Vaterland bei der Gardekavallerieschützendivision wertvolle Dienste leistete, nach Anbruch des Dritten Reiches ein Vertrauter, ja fast so etwas wie ein bevorzugter Gesprächspartner oder sogar einer der wenigen Freunde Hitlers wurde und diese Stellung mißbrauchte, um uns den 1940 bereits gesichert erscheinenden Sieg zu nehmen.

Wir haben seinen Weg im 1. Weltkrieg über dessen erste Seeschlachten bei Coronel und den Malwinen(Falkland)-Inseln bis nach Buenos Aires (Argentinien) und den Antritt seiner Reise nach Europa verfolgt und von seiner wahrscheinlich ersten Begegnung mit dem Britischen Geheimdienst erfahren, die zu einer Tatsache geworden ist und heute von alliierter Seite eindeutig anerkannt wird, wie John H. Waller in seinem erwähnten Buch schreibt, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen.

Der weitere Weg des späteren Abwehrchefs im Dritten Reich begann abenteuerlich. Als das holländische Passagierschiff mit Reed Rosas an Bord freigegeben wurde, konnte Canaris mit seinem falschen Paß ohne weitere Schwierigkeiten nach Deutschland **Weiterreisen** und sich hier bei seiner Truppe zurückmelden. Seine Vorgesetzten bewilligten dem ziemlich mitgenommenen Flüchtling einen Erholungsurlaub. Wenn die Vermutung richtig ist, daß der britische Geheimdienst ein Auge auf Reed Rosas, alias Wilhelm Canaris, geworfen hatte, so interessierte sich jetzt auch noch eine andere, die deutsche militärische Spionage-Organisation, für ihn. Sie stand unter der Leitung des preußischen Oberst Walther Nicolai, den einer der besten Canaris-Biographen, der französische Journalist André Brissaud, ein an der Sorbonne in Geschichte und Philosophie promovierter Akademiker, als „legendär" bezeichnet. Damals bekam Canaris von Nicolai eine ganz solide Ausbildung in einem Lehrgang für den geheimen militärischen Nachrichtendienst des damaligen Kaiserreiches. Mit dem Gespür des genialen Nachrichtenfachmannes hatte Nicolai, der die Erfahrung seines Berufes in zwei einschlägigen Büchern niedergelegt hat, in Canaris einen Offizier entdeckt, der - in seinen Leutnantsjahren mit dem Spitznamen „Kieker" belegt - alle Vorbedingungen für Meisterleistungen in seiner neuen Verwendung aufwies.

Mit den Kenntnissen der Nicolai-Schulung ausgestattet, tauchte er bereits Ende November 1916 in der Deutschen Botschaft in Madrid auf - weiterhin als Reed

Rösas, chilenischer Staatsbürger englischer Herkunft, als welcher er bei seiner Flucht aus Chile bis Hamburg gelangt war, sich für kurze Zeit in den Oberleutnant z.S. Canaris zurückverwandelte, zum Kapitänleutnant z.S. befördert wurde und in geheimem Auftrag wieder in die alte Rolle des Spions Reed Rosas schlüpfte. Wie er als solcher durch die rigoros funktionierende britische Sperre aus Deutschland rauskommt und nach Spanien gelangt, hat bisher keiner seiner Biographen herausbekommen. Mir drängt sich der Verdacht auf, daß er dabei seine auf der Flucht fraglos hergestellten Kontakte zum britischen Geheimdienst ausnutzte und also damals schon auf zwei verschiedenen geheimdienstlichen Instrumenten spielte. Einstweilen wurde er bei diesem gewagten Spiel noch nicht ertappt. Viel später erst kam Kaltenbrunner ihm auf die Schliche.

Als ihn sein unmittelbarer Vorgesetzter bei der deutschen Botschaft in Madrid, der Marineattaché Korvettenkapitän von Krohne, ungern, aber verständnisvoll nach Berlin entließ, wird man Canaris glauben müssen, daß es patriotische Gefühle waren, die seinen Versetzungsantrag bestimmten. Er hatte bei Erfüllung seiner Aufgaben in Spanien fraglos Erfolg gehabt: Überwachung der britischen Betätigung auf der Pyrenäen-Halbinsel (einschl. Gibraltar?), Aufgaben eines Agenten- und Mitarbeiternetzes und Herstellung bester Verbindungen zu Regierung und Militär des Gastlandes. Er fand dabei Eingang in die damals - und viel später noch - führende Gesellschaftsschicht. Daß er damals schon Kontakt zu dem vier Jahre jüngeren Francisco Franco gefunden habe, wird von manchen Chronisten vermutet, ist aber nicht bewiesen und einigermaßen unwahrscheinlich. Seine kurze, aber intensive damalige Tätigkeit war zweifellos entscheidend für sein späteres - vor und im 2. Weltkrieg - Wirken in Francos Spanien, aber man wird Brissaud und anderen Autoren glauben müssen, daß Canaris damals sein Versetzungsgesuch zur kämpfenden Truppe aus echt vaterländischen Gefühlen stellte. Er wollte und sollte Gelegenheit genug bekommen, seine Vaterlandsliebe im und nach dem 1. Weltkrieg zu bestätigen und zu beweisen.

Aber so weit war es noch lange nicht. Reed Rosas - unter diesem Namen und entsprechend gefälschtem chilenischem Paß geht der angehende Spionagechef auf die große Reise und schützt dafür als Grund Schwindsucht vor, die durch seinen von der Flucht tatsächlich angegriffenen Gesundheitszustand glaubhaft gemacht wird. Das Ziel wird die Schweiz wegen ihrer Lungenheilstätten. In Hendaye überschreitet er unbelästigt die spanisch-französische Grenze. Sind die französischen Grenzwächter vielleicht von britischer Seite unterrichtet worden, den „Chilenen" Reed Rosas nicht zu belästigen, weil dieser ein heimlicher Freund der Briten ist? Man wird die Frage stellen müssen, auch wenn ihre Bejahung damals noch nicht mit Gewißheit möglich war. Ungestört fahrt er durch Frankreich und den nördlichen Teil Italiens. Aber in Domodossola am Simplon-Paß wird ein Beamter der italienischen Spionageabwehr bei der Revision des Passes mißtrauisch und verlangt die Verhaftung desjenigen, der sich als Reed Rosas ausgegeben hat. Canaris sitzt zum ersten Mal in seinem Leben richtig hinter Gittern. Er wird ziemlich unsanft angefaßt, kann aber seine Besorgnis um sein Schicksal einflußreichen Freunden in Madrid mitteilen lassen. Er selbst versucht im Gefängnis seine Glaubwürdigkeit,

er sei tuberkulös, dadurch zu beweisen, daß er sich in die Lippe beißt und dann blutigen Speichel in den Spucknapf fallen läßt. Aber in die neutrale Schweiz gelangt er auch durch diesen Trick nicht. Man schiebt ihn per Schiff ab. Er soll von Genua nach Cartagena in Spanien gebracht werden. Aber auf dieser Route liegt auch Marseille im feindlichen Frankreich, das angelaufen werden soll. Canaris hat Glück, ohne das kein angehender Meisterspion am Leben bleibt. Er wendet sich an den Kapitän des Schiffes und sagt ihm die Wahrheit. Er kann ihn durch ein gutes Spanisch und seine blauen Augen gewinnen. Marseille wird nicht angelaufen, und eines schönen Tages klopft der noch einmal davongekommene Meisterspion wieder an die Tür der deutschen Botschaft in Madrid. Marineattache von Krohn nimmt den inzwischen zum Skelett abgemagerten Kameraden erfreut überrascht in Empfang und verspricht ihm, eine andere Art der Rückkehr in die Heimat zu suchen.

Sie bietet sich, als Krohn Funkverbindung mit einem der von ihm betreuten und versorgten deutschen U-Boote bekommt und mit ihm die Aufnahme und Weiterbeförderung des Waffen-Kameraden Canaris vereinbart und alle Vorbereitungen für dieses durchaus nicht risikolose Manöver trifft. Es soll am 30. September 1917 über die Bühne des von England beherrschten Mittelmeeres gehen. Canaris hat noch zwei Begleiter bekommen, die wie er von Spanien unbehelligt nach Deutschland gelangen sollen. Sie haben ein spanisches Ruderboot gemietet, das sie an die verabredete Stelle, etwa zwei Seemeilen von der Küste entfernt aufs offene Meer vor Cartagena, bringt. Aber sie warten vergeblich. Erst am 2. Oktober - nach nervenzerreißendem Warten - taucht das herbeigesehnte deutsche U-Boot an dem verabredeten Punkt auf. Fünf Minuten später sind die drei deutschen Fahrgäste im Turm des U-Bootes verschwunden. Es ist U 35, unter dem Kommando des Kapitäns von Arnauld de la Pierre. Der Sohn einer einst französischen Familie drückt dem einer solchen aus Italien kameradschaftlich die Hand.

In seinem dienstlichen Bericht über die gelungene Flucht meldete Canaris mit militärischer Genauigkeit, daß das ganze Einschiffungsmanöver von 6.32 bis 6.40 Uhr dauerte. Ein französisches U-Boot, das den Auftrag gehabt habe, den Vorgang zu verhindern, wurde zwar von U 35 beobachtet, kam aber nicht zum Einsatz. Unbehelligt landete das deutsche U-Boot am 9. Oktober in Cattaro, dem idealen Naturhafen Montenegros am Adriatischen Meer, im Marine-Stützpunkt der österreichisch-ungarischen Monarchie. Nach kurzer Erholung von seinen Strapazen meldete Canaris sich bei seinem vorgesetzten Kommando in Berlin, dem er ausfuhrlich über seine abenteuerliche Flucht aus der Internierung berichtete. Seine Vorgesetzten hörten ihm aufmerksam zu und gelangten zu dem gar nicht fernliegenden Entschluß, ihn in Zukunft zu verwenden. Das Zeug dazu schien er zu haben und die nötige Erfahrung auch. Sein falscher Paß samt ebensolchem Namen mit der entsprechenden Legende des biederen Anglo-Chilenen war ja bereits vorhanden und praktisch bewährt. Auf beiden Seiten, der deutschen und der englischen. Man muß die Frage stellen und versuchen, sie so oder so zu beantworten.

6. Mit der „Legion Condor" in Spanien

Bis zum Ende des 1. Weltkrieges war das Leben des Wilhelm Canaris von demjenigen jedes anderen ebenso tüchtigen wie tapferen Offiziers der deutschen Kriegsmarine kaum zu unterscheiden. Er stammte aus einer Familie des gehobenen Mittelstandes, besaß eine erstklassige Erziehung und beispielhafte vaterländische Gesinnung. Die Beurteilung durch seine Vorgesetzten war stets gut bis sehr gut. Daß er durch seine aus patriotischen Gründen angetretene Flucht aus der alles andere als strengen oder gar grausamen Internierung in Chile auf die geheimen Pfade der Informationsdienste geriet, war eine nicht aus der Welt zu schaffende Realität, die der Hintergrund des Spanischen Bürgerkrieges der dreißiger Jahre für ihn und Deutschland haben sollte. Diesen Auftakt zum 2. Weltkrieg, der mit grausamer Erbitterung auf beiden Seiten von 1936 bis 1939 über die spanische Bühne ging, habe ich als junger Freiwilliger der deutschen „Legion Condor" auf dem spanischen Kriegsschauplatz in seiner letzten Phase bis zum Mai 1939 persönlich in einer Position erlebt, wie sie wohl keiner meiner militärischen Kameraden oder journalistischen Kollegen damals hatte. Ich wurde dem letzten Kommandeur der „Legion Condor", dem späteren General-Feldmarschall Wolfram Freiherr von Richthofen, als journalistischer Berater für die sogenannte „Enttarnung" der deutschen Freiwilligen-Legion bei Beendigung der Kampfhandlungen gegen Ende des Jahres 1938 zugeteilt. Die europäischen Großmächte hatten sich in einem besonderen „Nicht-Einmischungs-Abkommen" gegenseitig verpflichtet, keinerlei Truppen in den Kampfraum zu entsenden. Keine von ihnen hielt sich an dieses Versprechen, auch Deutschland nicht, wie wir auf den folgenden Seiten detailliert erfahren werden.

Was ich in dieser Position erlebte und erfuhr, legte ich in einem umfangreichen Buch (557 Seiten, reich illustriert) nieder, das 1978 im Grabert-Verlag in Tübingen erschien, dessen Veröffentlichungsrechte inzwischen an mich zurückfielen. Ich stütze mich in diesem Buch auf die damals beschriebenen und zum Teil selbst erlebten Tatsachen, die inzwischen durch zeitgeschichtliche Ergänzungen der damaligen Feindseite erweitert und jedenfalls nicht widerlegt wurden. Eine der wichtigsten unter ihnen ist das Werk, das der Professor der Universität Edinburg, David Stafford, unter dem Titel „Churchill and the Secret Service" im Oktober 1997 erscheinen ließ, wie die maßgebliche konservative Tageszeitung Argentiniens, meines Gastlandes, berichtete. Die Zeitung „La Naciön" läßt den britischen Gelehrten ausführlich zu Worte kommen, der seine sensationellen Enthüllungen über die Bestechung wichtiger spanischer Generäle auf der Seite Francos auf Dokumente stützt, die er in London entdeckte. Es waren amtliche Abschriften von in London aufbewahrten Memoranden der britischen Botschaft in den USA! Aus ihnen geht in eindeutig überzeugender Form hervor, daß Churchill nach dem deutschen Sieg im Frankreich-Feldzug am 22. Juni 1940 einen damals durchaus logischen Kriegseintritt Spaniens auf Deutschlands Seite befürchtete, nachdem Franco trotz seiner militärischen Unfähigkeit den Sieg über den bolschewistischen Feind dank der intensiven deutschen und italienischen Hilfe hatte erreichen kön-

nen. Churchill ließ damals durch seine Agenten des Secret Service in Spanien die für damalige Verhältnisse ungeheure Summe von 2,5 Millionen Pfund Sterling, die in jener Zeit etwa 20 Millionen US-Dollar entsprachen, unter bestechlichen Generälen Francos verteilen, wobei dieser selbst - wie man wohl annehmen darf - nicht all zu kurz gekommen sein dürfte. Diese haarsträubende, aber gut berechnete und daher erfolgreiche Aktion sollte verhindern, daß Franco den von Churchill mit panikartiger Furcht erwarteten Kriegseintritt Spaniens an der Seite Deutschlands vollzöge.

Professor Stafford nennt auch den britischen Marineoffizier, dem Churchill die Durchführung dieser gewaltigen Massen-Bestechung anvertraute. Die 2,5 Millionen Pfund britischer Bestechungsgelder waren "bei der Schweizer Bank-Korporation in New York deponiert und wurden auf Weisung des Churchill-Verbindungsmannes zu Franco, dem Kapitän Alan Hillgarth in Madrid, an die Begünstigten verteilt. Daß Canaris bei diesem in der Weltgeschichte einzigartigen Bestechungs-Skandal seine Hand im Spiel hatte und sie mit seinem Freund Franco bei den insgesamt fünf Besuchen, die er ihm im Verlauf des Spanischen Bürgerkrieges abstattete, gründlich durchdachte und besprach, ist wohl so gut wie selbstverständlich, auch wenn es dafür keine Beweise gibt, die nach Verwendung gründlich zu vernichten eines der wichtigsten Gebote jedes Geheimdienstes ist. Churchill hatte Hillgarth schon vor dem Krieg bei einem Besuch auf Mallorca kennengelernt, wo dieser als Vizekonsul seines Landes tätig war. Die beiden wurden in seinem erwähnten Buch trefflich gezeichnet: sie seien beide von sehr ähnlichem Charakter, nämlich „ein wenig seeräuberartig" gewesen.

Wie die 20 Millionen Dollar unter Franco und seinen Generälen verteilt wurden, verrät Stafford nicht. Die von manchen Lesern des Stafford-Buches zu hörende Vermutung, auch Canaris habe seinen Anteil an Churchills Seeräuber-Gut bekommen, ist energisch abzulehnen. Von allen Vorwürfen, die dieser finsteren Gestalt unserer jüngsten Geschichte gemacht werden können, ist derjenige der materiellen Bestechlichkeit der allerletzte. Franco selbst dürfte einen beträchtlichen Anteil an dem goldenen Segen gehabt haben, der da über die Generalität der nationalen Seite niederging. Einer seiner fähigsten Heerführer, der General Antonio Aranda Mata, der gegen Ende der Kampfhandlungen den Durchbruch der Nationalen zur Mittelmeerküste und damit praktisch den Endsieg Francos erzwang, soll - laut Stafford - mit einer halben Million Dollar für Churchills (und Canaris') Sache gewonnen worden sein.

Was Churchill und sein Mitwisser und Kumpan Canaris mit diesem bis vor wenigen Jahren unbekannten Coup erreichten, war jedenfalls eine schlagartige Veränderung der Kriegssituation, die bis zum Treuebruch Francos von Hendaye am 23. Oktober 1940 ihren Höhepunkt zu Gunsten Deutschlands erreicht hatte. Niemand hätte damals bezweifeln können, daß Hitler Europa vom Bug bis ans Mittelmeer beherrschte. Wenn sich jetzt auch Franco zum Bundesgenossen des deutschen Siegers erklärt hätte, wäre am deutschen Endsieg nichts mehr zu ändern gewesen. Das sollte - ja mußte, nach britischer Ansicht - verhindert werden. Die vom Secret Service verteilten 20 Millionen erreichten - auf Befehl Churchills und

unter Beratung durch Canaris - dieses Ziel. Beide durften sich die Hände reiben und einander beglückwünschen.
Bei Kenntnis all dieser bis heute noch unbekannten, ja sogar wissentlich verheimlichten Details können wir nicht umhin, Hitler als dem damaligen legitimen politischen und militärischen Führer des Reiches einen schweren Fehler vorzuwerfen: Wie schon bei Dünkirchen verdrängte seine Ritterlichkeit die dringend gebotene politische Einsicht. Seine Hoffnung, die von ihm befohlene Schonung der von der Wehrmacht bei Dünkirchen eingeschlossenen britischen Armee werde vom Gegner mit gleicher Münze bezahlt werden, trog ganz offenbar. Zudem blieb er ja - trotz all seiner unbestreitbaren blendenden Kriegserfolge - bis in die letzte Phase des 2. Weltkrieges in seinem militärischen Denken der Infanterist, als der er im 1. Weltkrieg mit dem Gefreiten-Winkel auf dem Ärmel seiner feldgrauen Uniform sein Eisernes Kreuz 1. Klasse erworben und wahrlich verdient hatte. In den bisherigen Feldzügen des 2. Weltkrieges waren die Landheere des Feindes besiegt und handlungsunfähig gemacht worden. Nun galt es, durch einen entscheidenden Schlag den Endsieg herbeizufuhren. Mit dem in Aufstellung befindlichen Afrika-Korps des Generals Erwin Rommel sollte er in einem bisher von der Kriegsfurie verschonten Raum - Nordafrika und Vorderer Orient - errungen werden. Rommel, der zweifellos erfolgreichste und populärste deutsche Feldherr, der sich schon im 1. Weltkrieg als 26jähriger Oberleutnant eines Gebirgsjäger-Bataillons in der 12. Isonzo-Schlacht den damals höchsten deutschen Orden - „Pour le merite" - verdient hatte, schien eine Garantie für das Gelingen der geplanten Kampfhandlungen in Nordafrika zu sein. Der schwache Punkt in der Planung des Feldzuges war der Nachschub. Das Mittelmeer wurde damals keinesfalls von unserer Marine und Luftwaffe und schon gar nicht von einem unserer „Brüder der Achse" beherrscht, sondern fraglos von England, dem Beherrscher Gibraltars. Auch Suez, die andere Zu- und Ausfahrt des Mittelmeeres, befand sich fest in englischer Hand. Selbst unsere Luftwaffe, von der uns Göring so viel versprochen (und so wenig gehalten) hatte, konnte daran nichts ändern. Aber Hitler, so trösteten sich (und uns) unsere Berufsstrategen, hatte ja schon im Frankreich-Feldzug den Schlüssel zum Erfolg gefunden und richtig zu gebrauchen gewußt. Das war damals das als uneinnehmbar geltende Fort Eben Emael an der belgisch-deutschen Grenze. Es war durch neue Waffen, eine revolutionäre Taktik und mit dem Schwung unserer sieggewohnten jungen Truppe innerhalb von wenigen Stunden genommen worden, so daß das bereits im Polen-Feldzug bewährte deutsche Heer seinen Siegeszug bis Dünkirchen fortsetzen und Frankreich innerhalb weniger Wochen zur Kapitulation zwingen konnte. Die Einnahme von Gibraltar und damit die Besitzergreifung zunächst eines der beiden Tore zum Mittelmeer als Voraussetzung für den Erfolg des in Aufstellung begriffenen Afrika-Korps schien damit so gut wie gesichert. Der Gedanke, daß Franco uns die Wegnahme Gibraltars, das einst von deutschen Söldnern für England erobert worden war, verweigern könnte, scheint Hitler und seinen Beratern damals überhaupt nicht gekommen zu sein. Seine Wut auf den Mann, den er in seinen „Tischgesprächen" als „marokkanischen Teppichhändler" bezeichnete und den er durch den Einsatz

unserer Legion Condor im Spanischen Bürgerkrieg zum „Caudillo" (Führer) Spaniens gemacht hatte, scheint verständlich. Jetzt, nach Francos unter durchsichtigen Vorwänden gemachter Ablehnung des von Hitler vorgebrachten Vorschlages, ging die gesamte mit der Aufstellung des Afrika-Korps geplante Sicherung des so greifbar nahen Sieges in die Brüche.

Canaris hatte Hitler wohlweislich nicht nach Hendaye begleitet. So konnte ihn auch niemand dabei beobachten, wie er sich beim Gelingen des von ihm erdachten, von Churchill durch sein gigantisches Bestechungs-Manöver vorbereiteten und von Canaris selbst eingeleiteten Planes die Hände gerieben haben muß. Der letzte Zug des von ihm erdachten Coups war, daß er seinen damaligen Repräsentanten beim Vatikan, den auch nach dem Krieg noch politisch als bayrischer Minister tätigen Josef Müller (genannt „Ochsen-Sepp") zu Franco schickte, um diesen (mit der Autorität des „Heiligen Vaters" im Hintergrund) zu beschwören, Hitlers Ersuchen der Erlaubnis zur Einnahme Gibraltars definitiv abzulehnen. Canaris gab diesem seinem zuverlässsigen Verbündeten sogar Einzelheiten für die Ausreden Francos mit: Befürchtung des Verlustes der spanischen Auslandsbesitzungen, Versorgungsschwierigkeiten für Nahrungsmittel, besonders Getreide und Rohstoffe für Industrie und vor allem auch Erdöl. Franco konnte bei dem von Canaris und Churchill inszenierten Theater von Hendaye mit der vollen Unterstützung der von London geschmierten spanischen Generäle rechnen. Wir gehen auch wohl in der Annahme nicht fehl, daß einige äußere Begleitumstände bei der Begegnung Hitler-Franco mit vollem Bewußtsein und in der festen Absicht herbeigeführt wurden, um das gewünschte Ziel zu erreichen. Die stundenlange Verspätung und seine Begleitung auf dem zugigen Bahnsteig von Hendaye gehörten vielleicht ebenso dazu wie die verrosteten Gewehre der Begleitmannschaft und das läppische Verhalten und Sprechen des „Caudillo" selbst, das mehr zur Erscheinung eines bescheidenen und gottergebenen Geistlichen als zu der des Diktators eines stolzen und eben erst siegreichen Volkes gehörte. Hendaye wurde so zu einer der schlimmsten Niederlagen Hitlers, ohne daß dabei auch nur ein einziger Schuß gefallen wäre.

Der Operationsplan Hitlers für Rommel hatte etwa so ausgesehen: Wegnahme Gibraltars und somit einstweiliger Notbehelf für die Sicherung des Nachschubs in der ersten Phase des Nordafrika-Feldzuges. Sodann möglichst blitzartiger Vormarsch unter Vernichtung der überraschten britischen Verteidiger. Einnahme des anderen Zugangs zum Mittelmeer: Suez. Palästina, das damals noch nicht in jüdischer Hand, sondern eine britische Kolonie war, hätte Rommels Vordringen durch den weitgehend im Besitz sympathisierender Moslemstaaten befindlichen Raum kaum behindert. Der Erdölreichtum dieser Landschaft war nicht zu verachten. Endziel war der Persische Golf, durch den Versorgung des bolschewistischen Weltfeindes später durch die damals noch neutralen USA mit Kriegsmaterial und Lebensmittel erfolgte. Damit sollte die Bedrohung durch einen vom Westen überhaupt erst ermöglichten sowjetischen Angriff, wie er später bei Stalingrad erfolgte, rechtzeitig verhindert werden.

Ich war damals als Wortberichter beim Oberbefehlshaber des Heeres zum Stab der 1. Panzer-Armee des Generalfeldmarschalls Ewald von Kleist kommandiert und

erlebte, wie dessen kampferprobten und bewährten, aber in den Urwäldern des Kaukasus festgefahrenen Panzertruppen gespannt die Erfolge Rommels in Nordafrika verfolgten und sein baldiges Auftauchen im Rücken der Roten Armee erhofften. All diese Wünsche zerrannen, als Hitler am 23. Oktober 1940 auf dem Bahnhof von Hendaye in das von Canaris in ebenso emsiger wie tückischer Zusammenarbeit mit Churchill ausgelegte Netz ging und Franco mit seinen fadenscheinigen Ausreden das Ansinnen Hitlers und ihm so die Wegnahme des englisch besetzten Gibraltar-Felsens an der einzigen westlichen Durchfahrt vom Atlantik zum Mittelmeer verweigerte. Wir verloren den im Herbst 1940 bereits gesichert erscheinenden Sieg nicht erst 1942 bei Stalingrad, wie die Propaganda der Siegermächte in Ost und West den Deutschen einzuhämmern versucht - der Sieg ging schon zwei Jahre zuvor durch den von Canaris so geschickt in Spanien heimlich vorbereiteten und von seinen Spießgesellen durchgeführten Coup verloren.
Generalfeldmarschall von Richthofen kannte Canaris nur flüchtig aus unvermeidlichen dienstlichen Kontakten. Er durchschaute ihn und sein verhängnisvolles Wirken erst, nachdem er Anfang 1937 seine Dienststellung als Chef des Stabes der Legion Condor in Spanien antrat und später (im September 1938), zum General der Luftwaffe befördert, das Kommando der Legion übernahm und diese schließlich nach errungenem Sieg im Mai 1939 in die deutsche Heimat zurückführte.
Bei meinem fast täglichen Kontakt mit Richthofen, der den Oberbefehl über die Legion Condor am 1. November 1938 von General Volkmann übernommen hatte, wurde gelegentlich auch über den Admiral Canaris gesprochen, der damals gerade den von uns zum „Caudillo" gemachten Franco zum fünften Mal während des Spanien-Feldzuges besuchte. Richthofen, der mit mir in aller Offenheit auch über politische Fragen in seinem Bereich sprach, da ich ja in amtlichem Auftrag die „Enttarnung" der Legion bei dem sich anbahnenden Ende des Bürgerkrieges in Spanien vorbereiten sollte. Ich hätte von ihm, den ich wegen seines abgewogenen Urteils über die nationalsozialistische Führung des Reiches schätzte, gern erfahren, was er persönlich von dem damals schon von Geheimnissen umwobenen Admiral und Chef der deutschen Spionage-Abwehr hielt. Seine Antwort war nicht viel mehr als ein ausweichendes Achselzucken. Daß er schon damals dem Spionage-Admiral mit einem gewissen Mißtrauen gegenüberstand, konnte nicht verwundern. Aber er hatte in jenen Tagen andere Sorgen. Die nationale Ebro-Offensive war in vollem Gange und hatte erste ermutigende Erfolge, die in wenigen Wochen den nationalen Endsieg im Spanischen Bürgerkrieg (im Februar 1939) einleiten sollten.

Canaris und Franco haben sich im Verlauf ihrer engen Zusammenarbeit zu stets intensiven Geheimberatungen in Spanien getroffen, deren Einzelheiten bis heute nicht bekannt geworden sind und wohl auch nie zu öffentlicher Kenntnis gelangen werden. Die erste dieser Begegnungen fand am 6. August 1936 in Sevilla statt, als in Berlin die Olympischen Spiele über die glanzvolle Bühne des neuen Olympia-Stadions gingen. Da waren bereits die ersten „moros" (farbige Soldaten der hervorragenden spanischen National-Armee) von deutschen Flugzeugen aufs spanische Festland gebracht worden, die den Kern von Francos national-revolu-

tionärer Armee bilden sollten. Mit dem Zustandekommen dieser ersten deutschen Hilfeleistung für die nationale Erhebung in Spanien hatte Canaris nicht das Geringste zu tun. Ja, er wurde nicht einmal hinzugezogen, als Hitler am 25. Juli 1936 aus einer Vorstellung der Bayreuther Festspiele geholt wurde, um eine von Franco auf gut Glück und ohne lange Vorbereitung nach Berlin geschickte und keineswegs sehr repräsentative Abordnung zu empfangen, die Hilfe gegen die Roten im kürzlich von den Sowjets vom Zaun gebrochenen Spanischen Bürgerkrieg erbat - und tatsächlich auch sofort bekam.

Dies unglaubliche Kunststück brachte der Chef dieser kleinen Delegation zustande, der deutsche Kaufmann Johannes Bernhardt, der im 1. Weltkrieg sein Studium unterbrochen hatte, um Soldat des kaiserlichen Heeres zu werden, als welcher er es zum Offizier und Träger des Eisernen Kreuzes brachte. Nach der linken Revolte von 1918 betätigte er sich nicht nur in einem der damals zahlreichen Freikorps, sondern auch in Geschäften, von denen einige wohl zumindest fragwürdig waren und schließlich mit einem Konkurs endeten. Er verlegte seine geschäftliche Betätigung nunmehr nach Tetuan, der damaligen Hauptstadt von Spanisch-Marokko. Dort machte er die Bekanntschaft eines in seinem Beruf ähnlich unbedeutenden spanischen Subaltern-Offiziers, der damals in eine Verschwörung spanischer Nationalisten verwickelt war, die ihr Land vor einer Bolschewisierung durch von Moskau unterstützte spanische Kommunisten und andere internationale Marxisten bewahren wollten.

Bernhardts neuer Bekannter hieß Francisco Franco, war ein in Spaniens Kolonialkriegen hochbewährter und ebenso ausgezeichneter Subaltern-Offizier marranischer Abstammung. Die Marranen sind (wie es im 4. Band von Meyers „Kleinem Konversations-Lexikon" von 1909 heißt) „die im 14. und 15. Jahrhundert in Spanien und Portugal zwar zwangsweise getauften, aber glaubenstreuen Juden..." Auch Bernhardt selbst hätte seiner äußeren Erscheinung nach derselben Abstammung sein können, bekleidete jedoch einen niedrigen Dienstgrad in der SS. Sein neuer marranischer Freund war 1892 in El Ferrol geboren und wäre am liebsten und auf Wunsch seiner Eltern Marine-Offizier (wie sein späterer Freund Canaris) geworden, bestand aber die Aufnahmeprüfung der spanischen Marine-Kadetten-Anstalt nicht, so daß er sich mit der Laufbahn eines Offiziers der spanischen Kolonialtruppe begnügen mußte, als welcher er es bis zum Hauptmann und Kommandanten der Kanarischen Inseln gebracht hatte, als sich die innenpolitischen Gegensätze in Spanien am 17. Juli 1936 mit der brutalen Ermordung des monarchistischen Cortés-Abgeordneten und ehemaligen Ministers José Calvo Sotelo durch ein bolschewistisches Mord-Kommando in Madrid in den Spanischen Bürgerkrieg von 1936 bis 1939 verwandelten.

In meinen Aufzeichnungen über „Mission und Schicksal der Legion Condor", die ich 1978 im Grabert-Verlag Tübingen veröffentlichte, habe ich die Vorgeschichte der Entstehung dieser Elitetruppe eingehend dargestellt. Darin heißt es u. a.: „Als sich der zaudernde Franco im Februar 1930 nach den Kanarischen Inseln einschiffte, tauchte der General José Sanjurjo Sacanell (1872-1936) unvermutet in Berlin auf. Der Altputschist, der 1932 zunächst zum Tode verurteilt, dann zu

lebenslänglicher Haft begnadigt, 1934 amnestiert worden war und seitdem im benachbarten Portugal weiter konspirierte, schützte einen Besuch bei den Olympischen Winterspielen für seine Deutschland-Reise vor. Ihr wirklicher Zweck war, Waffen für seine nächste Erhebung zu beschaffen, die er diesmal lange, sorgfältig und in großem Stil vorbereitet hatte. Der sie ihm verschaffen sollte, war niemand anderes als der Admiral Canaris. Der Oberst Juan Beigbeder Atienza (1890-1954), Militärattache an der spanischen (republikanischen, also bolschewistischen) Botschaft in Berlin, ein alter Marokko-Haudegen, war mit in der Verschwörung und übernahm es, die alten Fäden aus der geheimdienstlichen Tätigkeit des deutschen Admirals neu zu knüpfen. Über diesen Führer der spanischen Militärverschwörung mit dem mächtigen Chef der deutschen Abwehr ist wenig bekannt. Noch weniger kam allerdings dabei heraus. Jedenfalls keine Waffen. Bestenfalls eine vage und nicht einmal halbe Zusage, sich die Sache durch den Kopf gehen zu lassen.

Wie ist es zu erklären, daß Canaris, der sich doch später so energisch für Franco und dessen Bewegung einsetzte, kaum daß Hitler sich entschlossen hatte, diesen bei seinem bereits als mißlungen zu betrachtenden Putsch in Marokko zu unterstützen, diese Gelegenheit nicht schon im Februar 1936 beim Schöpfe packte? Zur Beantwortung dieser Frage trug der deutsche Agent Ino von Rolland bei, als er sich in unserer Unterhaltung in Buenos Aires bei der Erörterung des Falles Canaris deutlich von dem ehemaligen Abwehr-Chef distanzierte, obwohl er seinerzeit mit ihm eng zusammengearbeitet hatte und eine gewisse gegenseitige Sympathie, ja sogar politisch-weltanschauliche Übereinstimmung nicht leugnen wollte. Aber Rolland konnte ihm nicht mehr folgen, als er den Eindruck gewann, daß Canaris seine anfanglich offene, ja sogar begeisterte Zustimmung zu dem 1933 in Deutschland eingetretenen Wandel mit einer zunehmend kritischeren, ja sogar feindlichen Einstellung vertauschte. Wie weit diese ging und ob sie etwa schon 1934/35, als er sie festzustellen glaubte, verschwörerischen Charakter hatte, wollte Rolland nicht mit Sicherheit behaupten. Er ließ aber keinen Zweifel daran, daß der Canaris der zwanziger Jahre ein anderer als der zum Zeitpunkt war, als der Spanische Bürgerkrieg entbrannte.

Jetzt erhebt sich die Frage, warum Canaris den Verschwörer Sanjurjo unverrichteter Dinge wieder abreisen ließ. Sie ist verhältnismäßig leicht zu beantworten. Natürlich sah er die Entwicklung in Spanien in Richtung auf eine kommunistische Machtergreifung genau so deutlich wie die spanischen Patrioten. Natürlich stand er mit dem Herzen nach wie vor auf ihrer Seite. Aber ihre Sache so nachhaltig zu unterstützen, wie das zur Abwendung der erkannten Gefahr nötig gewesen wäre (und wie das Hitler am 25. Juli unter Umgehung seines Abwehrchefs und des von diesem beeinflußten Auswärtigen Amtes aus einem unvermuteten eigenen Entschluß heraus tat), hätte eine Stärkung des Hitler-Regimes bedeutet, das zu stürzen Canaris damals offenbar schon fest entschlossen war, selbst wenn er dabei die Existenz des Reiches, ja des ganzen Abendlandes aufs Spiel setzen würde. Zwischen der Abfuhr für Sanjurjo und Beigbeder im Februar 1936 und dem Eintreten für Franco und seine Sache nur wenige Monate danach besteht also jetzt kein

Widerspruch mehr. War es wirklich nur ein Zufall, daß dem militärisch-politischen Tod Sanjurjos und Molas infolge der ihnen verweigerten oder jedenfalls doch nur symbolisch gewährten deutschen Unterstützung auch der physische Tod dieser beiden Generäle folgte? Im Falle des Generals Mola bleibt die Frage, wie wir gesehen haben, zumindest offen. Die über den Tod des Generals Sanjurjo vorliegenden Zeugnisse machen die Vermutung, Canaris oder Franco hätten dabei ihre Hand im Spiel gehabt, unwahrscheinlich. Das wichtigste stammt von einem überzeugten Monarchisten und engen Vertrauten sowohl Sanjurjos als auch Molas, dem bereits erwähnten Flieger-Major Juan Antonio Ansaldo. Er hat in seinem Buch eine genaue Schilderung seiner wichtigsten und zugleich tragischsten Mission gegeben. Mola beauftragte ihn, kaum daß die nationale Erhebung, durch die Ermordung Calvo Sotelos vorzeitig ausgelöst, am 18. Juli stattgefunden hatte, den Führer der Bewegung, General Sanjurjo, als Staatschef des neuen Spaniens aus seinem Exil in Portugal nach Burgos zu bringen. Am 20. Juli konnte Ansaldo mit einer kleinen und nicht sehr leistungsfähigen Maschine starten. Er traf Sanjurjo inmitten einer euphorischen Versammlung Gleichgesinnter an, die vollends aus dem Häuschen geriet, als er sich bei dem General als neues Staatsoberhaupt meldete.

Die portugiesische Regierung, die den Verschwörern alles andere als feindlich gegenüberstand, glaubte, diplomatische Verwicklungen dadurch vermeiden zu müssen, daß sie Ansaldo und seinem wichtigen Fluggast den Start von einem portugiesischen Militärflugplatz aus verweigerte. Sie wies ihm statt dessen den kleinen primitiven Feldflugplatz Marinha an, dessen Konditionen noch durch Nadelholzanpflanzungen an seinen Rändern verschlechtert wurden. Ansaldo teilte seine Bedenken dem „Chef" mit und bat, ja beschwor ihn, wenigstens einen seiner beiden umfangreichen und schweren Koffer dazulassen. Das lehnte der 64jährige und sich am Ziel seiner Laufbahn wähnende General mit dem Stolz, für den der echte Spanier bekannt ist, ab. In den Koffern befanden sich seine Galauniformen und sonstige Utensilien, die für den bevorstehenden Akt der Machtübernahme unerläßlich seien. Ansaldo resignierte und startete mit dem designierten, aber noch nicht eingesetzten Staatsoberhaupt und seinen Koffern. Die Maschine kam, wie befürchtet, schlecht vom Boden ab und streifte die Wipfel der nahen Bäume. Ansaldo wurde hinausgeschleudert. Das Flugzeug stürzte ab und verbrannte mit seinem einzigen anderen Insassen samt Koffern.

Erste nationale Regierung ohne Franco

Vier Tage später trat die von General Mola in Vertretung des tödlich verunglückten Revolutionsführers ernannte nationale Junta in Burgos zusammen. Sie sollte ursprünglich - auch nach Sanjurjos Willen - aus Militärs und Zivilisten bestehen. Aber der Monarchistenführer Calvo Sotelo war bereits ermordet und dem einstweiligen nur als Geisel von den Roten in Haft gehaltenen Führer der Falange, José

Antonio Primo de Rivera, sollte bald das gleiche Schicksal widerfahren. So begnügte sich Mola mit Militärs. Dieser ersten De-facto-Regierung des nationalen Spaniens gehörten die (in dieser Reihenfolge) wichtigsten Generäle der Verschwörung an: Mola, Saliquet, Ponte und Davila. Den Vorsitz der Junta an Stelle des verunglückten Sanjurjo übertrug Mola dem damals bereits 74jährigen General (Freimaurer) Miguel Cabanellas y Ferrer (1862-1938). Franco, der an diesem Tag noch nichts über die von ihm nach Berlin entsandte und nach jeder Wahrscheinlichkeitsrechnung völlig aussichtslose Mission wußte, gehörte der Junta selbstverständlich nicht an. Erst im August wurde er hinzugezogen, nachdem ihm seine mit deutscher Hilfe schnell und spektakulär erzielten Anfangserfolge ein nicht mehr zu übersehendes politisches und militärisches Gewicht verliehen hatten.

Keine zwei Monate später, am 1. Oktober 1936, war Francisco Franco „Generalissimus und Staatschef". Das war „ein regelrechter Staatsstreich", schrieb Hugh Thomas nicht ohne Grund, wenn sich auch das nationale Spanien im Taumel seiner ersten militärischen Erfolge, darunter besonders der Entsetzung des heldenhaft verteidigten Alcázars von Toledo, nicht darüber klar wurde. Bisher hatte es in den von den Rebellen in Besitz genommenen Gebieten eine Regierung im strengen Sinn dieses Wortes nicht gegeben. Die Junta in Burgos war zwar von den Achsenmächten als Regierung anerkannt, übte aber die Funktionen einer solchen nur in sehr bescheidenem Umfang aus. Die militärischen Operationen waren einstweilen vorrangig. Sie wurden im Norden der Halbinsel von Mola, im Süden von Queipo de Llano geführt. Franco, der die Überführung seiner afrikanischen Truppen aufs Festland mit der schnellen und wirkungsvollen deutschen Hilfe abgeschlossen hatte, richtete sein Hauptquartier in Cáceres am Mittelabschnitt der Front ein. Er war unter dem militärischen Führungs-Dreigespann bestenfalls ein „primus inter pares", und auch das nur, weil Hitler die Fortsetzung der deutschen Waffenhilfe von der Bedingung abhängig gemacht hatte, daß der General Franco der alleinige Empfänger und Partner sein müsse.

Mola und Queipo de Llano wußten, besonders seit sich der Angriff auf Madrid festgelaufen hatte und damit alle Hoffnung auf eine schnelle Beendigung des Krieges zerschlagen hatte, daß die nachhaltige deutsche Hilfe für den Sieg unerläßlich war. Ihn hatten sie im Auge. Ihm ordneten sie ihre nur zu berechtigten Bedenken gegen die faktische Übernahme des Oberbefehls durch Franco unter. Im Interesse der gemeinsamen Sache fanden sie sich damit ab, daß Franco sich von seinen Schmeichlern - gelegendich sogar öffentlich - als „Generalissimus" bezeichnen ließ. Diesen De-facto- in einen De-jure-Zustand zu verwandeln, war das Ziel emsiger Vorbereitungen, mit denen Franco seinen Berater- und Mitarbeiterstab in Cáceres beauftragt hatte. Sein (um ein Jahr älterer) Bruder Nicolás Franco spielte dabei die wichtigste Rolle. Er übernahm den politischen und propagandistischen Teil des geplanten Staatsstreiches, während der Oberst (später General) Alfredo Kindelán y Duany, Oberbefehlshaber der nationalen Luftstreitkräfte, den militärischen Teil der Operation erledigte. Ihm verdanken wir auch die Darstellung vom Ablauf der Ereignisse zwischen dem 29. September und 1. Oktober 1936.

Welchen Anteil Canaris daran hatte, verrät er leider nicht. Es steht jedoch fest, daß der deutsche Abwehrchef die Vorgänge in Spanien über sein dort aufgebautes und zuverlässig arbeitendes Agentennetz genauestens und bis in alle Einzelheiten verfolgte und seine detaillierten Kenntnisse immer wieder durch plötzliche Reisen nach Spanien ergänzte. Die erste derselben nach Ausbruch der Kampfhandlungen, bei der es zur ersten persönlichen Kontaktaufnahme zwischen ihm und Franco kam, fand im August 1936 statt. Franco scheint den Eindruck, den Canaris von ihm hatte, ohne ihn persönlich zu kennen, bei dieser Gelegenheit nicht nur bestätigt, sondern übertroffen zu haben. Hier trafen sich zwei kongeniale Geister. Canaris war nicht der einzige, dem Franco durch seine nicht anders als genial zu nennende politische Geschicklichkeit imponierte, durch seine Kunst des Lavierens, des Sich-alle-Türen-Offenhaltens, die er schon bei der Vorbereitung des Juli-Putsches bewiesen hatte. Andererseits wußte Canaris auch, daß Francos Gegenspieler in der Junta, um von ihrem Präsidenten, dem bereits recht verkalkten General Miguel Cabanellas y Ferrer, gar nicht zu sprechen, ihm hoffnungslos unterlegen waren. Wir haben keinen Beweis für die Annahme, daß bei dieser ersten Begegnung Canaris - Franco über den bevorstehenden Staatsstreich gesprochen wurde, aber sie drängt sich geradezu auf. Canaris wäre nicht Canaris gewesen, hätte er nicht seinem spanischen Partner einige nützliche Hinweise gegeben, und dieser wäre nicht Franco gewesen, hätte er sie nicht dankbar entgegengenommen. Wir wissen von Rolland (wie auch aus der umfangreichen Canaris-Literatur), daß Canaris schon zu diesem Zeitpunkt dem „Widerstand" angehörte, daß er Hider und sein Regime haßte und alles zu tun entschlossen war, beide zu stürzen. Er dürfte sich mit dem feinen Gespür des „Meisterspions" davon überzeugt haben, daß er damit bei Franco Verständnis, wenn nicht gar Übereinstimmung fand, und daß sich ihre Absichten zumindest für eine absehbare Wegstrecke durchaus deckten: Franco mußte der starke Mann des neuen Spaniens und dieses zum Zünglein an der europäischen Waage werden, das die beiden in diese oder jene Richtung bewegen könnten.

Am 29. September flog Franco mit seinem Stab nach Salamanca, um der dort tagenden Junta eine Reorganisation und Reaktivierung vorzuschlagen, was diese wahrlich dringend nötig hatte. Der Zeitpunkt war günstig gewählt, da gerade am Vortag Kronprätendent Don Alfonso Carlos in Wien gestorben war. Manuel Fal Conde, der Führer der Carlisten, war mit anderen einflußreichen Königstreuen zur Beerdigung des verhinderten Monarchen nach Osterreich gefahren. Franco hätte gewiß nichts dagegen gehabt, wenn er dort geblieben wäre. Er fürchtete den aufrechten Royalisten aus Navarra, der als Zivilist an der Seite Molas politisch eine einflußreiche Rolle spielte wie sein Bruder Nicolás bei ihm, und der auch militärisch eine gewisse Bedeutung hatte, da allein bis zu diesem Zeitpunkt 40.000 seiner Anhänger (im Alter zwischen 15 und 65 Jahren) zu den Fahnen der Requetés, der unter Molas Befehl stehenden carlistischen Navarra-Milizen, geströmt waren.

Franco hatte den Entwurf eines Dekretes anfertigen lassen, das der Junta vorgelegt, von ihr genehmigt und in Kraft gesetzt werden sollte. Es enthielt außer den üblichen blumenreichen Floskeln im altmodischen Kanzlei-Spanisch nichts weiter als die Bestätigung Francos auf dem Posten eines „Generalissimus und Regierungschef". Kindelán verlas es. Aber hatten draußen beim Eintreffen Francos in Salamanca die von Nicolás mobilisierten Gruppen den „Caudillo" als solchen und als „Generalissimus" mit Sprechchören begrüßt, so antworteten jetzt die Generäle der Junta mit eisigem Schweigen. Sie waren ganz offenbar weder begeistert noch überhaupt bereit, diesen Frosch zu schlucken. Das war mehr als nur die unter Uniformträgern übliche Eifersucht. Wer war denn dieser Franco eigentlich, daß er sich diese Selbstbeförderung anmaßte? Gewiß: ein tapferer Soldat (obwohl ihn Don José Antonio in einem seiner letzten Briefe aus dem Gefängnis, ehe er dort am 19. November 1936 erschossen wurde, einen „Feigling" genannte hatte). Alle seine Beförderungen vom 22jährigen Hauptmann bis zum General (dem jüngsten des Heeres) erfolgten wegen Tapferkeit vorm Feind. Aber als Feldherr hatte er versagt, insbesondere beim ersten Angriff auf Madrid, das schon längst in nationaler Hand hätte sein können. Und daß er seine bisherigen Erfolge im Bürgerkrieg nur der Unterstützung durch eine ausländische Macht verdankte, davon wollte man in diesem Kreis stolzer Spanier lieber nicht sprechen. Politisch schließlich stellte er - jedenfalls damals noch - überhaupt nichts dar. Die Falange, die sich nach den Vorbildern der großen zeitgenössischen Bewegungen in Italien und Deutschland mit ihren sozialen Komponenten orientierte, sah sich durch ihn nicht repräsentiert. Und die Royalisten trauten ihm nicht. Wer traute ihm überhaupt? Junta-Präsident Cabanellas faßte die Empfindungen der Anwesenden zusammen, indem er das eingetretene peinliche Schweigen mit der Bemerkung unterbrach, man brauche Zeit, sich den Vorschlag reiflich zu überlegen. Sie wurde ihm gewährt. Bei dem anschließenden Festessen nutzten Franco, sein Bruder und Kindelán die sich auflockernde Stimmung, um die spröden Herren der Junta in ihrem Sinne zu bearbeiten. Besonders Nicolás Franco schien sich ganz in die Rolle des Napoleon-Bruders Lucien vom 18. Brumaire (9.11.1799) hineinversetzt zu haben, als es Bonaparte gelang, das Revolutions-Direktorium zu überspielen und sich mit Hilfe seines Bruders - ähnlich wie Franco jetzt, 137 Jahre später - zum ersten Mann der Republik zu machen. Zwei Tage später konnte Nicolás seinem Bruder melden, daß der letzte Widerstand überwunden war. Die Annahme, Unterzeichnung und Inkraftsetzung des Ernennungsdekretes war dann nicht viel mehr als eine Formsache. Ein pikantes Detail dieser „Wahl" verraten wir weiter unten.

Nur eine Kleinigkeit fehlte noch. Ein winziges Wörtchen mußte geändert werden. Das fertige Dekret sprach von Franco - wie vorgesehen - als vom „Generalissimus und Regierungschef". Franco aber wollte mehr werden: „Generalissimus und Staatschef". Man hatte die bescheidenere Formulierung gewählt, um die Junta nicht noch störrischer zu machen, Sollte man wegen dieser unerläßlichen Änderung die Herren nochmals belästigen? Es gab einen einfacheren Weg. Der französische Autor Jean Creach kam ihm auf die Spur, und Hugh Thomas fand seine Angaben bei privaten Nachforschungen bestätigt: Kurz vor Drucklegung des Dekretes erschien ein Bote von Nicolás Franco in der Druckerei mit der schriftlichen Weisung, das Wort „Regierungschef" in „Staatschef" zu ändern. So geschah es. So erschien das Dekret im Gesetzblatt, womit es als in Kraft gesetzt galt. So wurde es am 1. Oktober bei der feierlichen Amtseinführung Francos als „Generalissimus und Staatschef" in Burgos verlesen. Nicht durch Gottes Gnade (wie in der von ihm verehrten Monarchie) und nicht durch den Volkswillen (wie in der von ihm verachteten Demokratie) war Franco zum Staatschef geworden, sondern durch eine ganz gewöhnliche Mogelei, wie es die Schuljungen zur Verbesserung ihres Notenheftes vornehmen. So einfach wird Weltgeschichte gemacht. Innerhalb von nur zehn Wochen war aus dem kleinen verkrachten Putschisten in einem gottverlorenen Winkel Nordafrikas der „Generalissimus und Staatschef" eines Landes geworden, das er zwar noch nicht einmal zur Hälfte (und keineswegs der besseren) in seiner Gewalt hatte, das aber bereits die inoffizielle Anerkennung und nachhaltige militärische Unterstützung der beiden aufstrebenden Großmächte Europas, Deutschlands und Italiens, genoß. Das mußte gefeiert werden.

Zur spektakulären Amtsübernahme in Burgos am 1. Oktober 1936 hatte Nicolás Franco wieder seine Jubelchöre mobilisiert, die ihre Stimmbänder diesmal mit dem scharf skandierten „Fran-co, Fran-co, Fran-co" strapazierten. Das war den Faschisten und ihrem Ruf „Du-ce, Du-ce, Du-ce" abgelauscht. Ein anderer Propaganda-Einfall hielt sich an das deutsche Vorbild. Plakate mit der Aufschrift „Un estado - un país - un jefe" (Ein Staat - ein Land - ein Chef) waren in hoher Auflage in Druck gegeben und zur Verteilung im ganzen Land bestimmt. Die Ähnlichkeit mit dem deutschen Kampfruf „Ein Volk - ein Reich - ein Führer" war offensichtlich, ja beinahe peinlich. So deutlich die scheinbare Verwandtschaft mit den Volksbewegungen in Italien und Deutschland auch nach außen demonstriert wurde, so vage blieb das Programm seiner Regierung, das Franco bei dieser Gelegenheit verkündete. Es lehnte sich in unverbindlichen Formulierungen an das der Falange an, ohne eine einzige von deren grundsätzlichen Forderungen zu übernehmen. Deutlicher wurde diese neue Regierung durch die offizielle Begleitung des „Generalissimus" definiert. Die Uniformträger hielten sich bewußt fern. Kutten und Soutanen beherrschten das Bild. Ein klerikal-faschistisches Regime, wie es Dollfüß 1932 in Österreich errichtet hatte, begann sich abzuzeichnen.

Zweifel an Francos Aufrichtigkeit

Hitler, der diese Entwicklung, von Canaris informiert, offenbar nicht erkannte, schickte seinen diplomatischen Vertreter in Lissabon (ein eigener Repräsentant bei der Franco-Regierung wurde erst im November ernannt), den Grafen Du Moulin-Eckhart, nach Burgos, um dem neuen Staatschef seine persönlichen Glückwünsche zu überbringen. Bei dem Staatsempfang, den Franco ihm in Salamanca gab, überschlug sich der „Caudillo" förmlich in Lobreden auf Hitler und das neue Deutschland, wie Graf Du Moulin dem Auswärtigen Amt vertraulich berichtete. Er hoffe, sagte er, seine Flagge bald neben dem Banner der Zivilisation hissen zu können, das der Führer bereits aufgepflanzt habe. Bei dem anschließenden Essen habe Franco nicht einen Augenblick lang einen „Zweifel an der Aufrichtigkeit seiner Haltung uns gegenüber" aufkommen lassen. Das Bemerkenswerteste an diesem diplomatischen Bericht ist zweifellos, daß Du Moulin überhaupt einen solchen „Zweifel an der Aufrichtigkeit" Francos erwähnt. Hätte er es getan, wäre er ihm nicht selbst gekommen? Canaris hatte keinen solchen Zweifel. Er kannte Franco und wußte, daß er sich auf ihn verlassen konnte.

Wenn Nicolás Franco geglaubt hatte, er würde - wie Lucien Bonaparte - für geleistete Dienste von seinem Bruder wahrhaft „fürstlich" belohnt und wie dieser zum Prinzen und Innenminister gemacht werden, so irrte er. Zwar durfte er noch kurze Zeit in der neuen Franco-Regierung, die rein administrativen Charakter und keinerlei politische Bedeutung hatte, die Rolle eines Generalsekretärs spielen, aber kaum hatte sein Bruder in dem aus roter Haft entwichenen Schwager Ramón Serrano Suñer (geb. 1901) einen passenden Chefberater gefunden, schob er Nicolás als Botschafter nach Lissabon ab. Das war nur ein sehr bescheidener Trostpreis. Nun war die Dankbarkeit für empfangene Hilfe nie Francos starke Seite gewesen. Aber in dem Fall seines Bruders Nicolás mag ein anderer Faktor für die schäbige Behandlung, die er ihm zuteil werden ließ, maßgeblich gewesen sein: Nicolás Franco stand - auch darüber berichtet Du Moulin - im Ruf eines Germanophilen. Wenn das zutraf, sollte er in Zukunft: jedenfalls keine Gelegenheit mehr haben, diese seine Neigung in politische Münze umzuprägen. Nicolás Franco hat in Spanien nie wieder eine politische Rolle gespielt.

Der weltberühmte Bruder

Tragischer war das Geschick des anderen Franco-Bruders Ramón. Er war viel früher als der fünf Jahre ältere Bruder zu Weltruhm gelangt. Während Francisco noch als Subaltern-Offizier im marokkanischen Rif Auszeichnungen und Beförderungen sammelte, überquerte Ramón am Steuer des historischen Flugzeugs „Plus Ultra" zusammen mit drei anderen Militärfliegern im Januar 1926 als erster den Atlantik von Spanien nach Argentinien, mehr als ein Jahr bevor das Lindbergh in umgekehrter Richtung gelang, und zwei Jahre vor Köhl, Hünefeld und

Fitzmaurice auf der wesentlich kürzeren Nordroute. Die spanischen Flieger wurden in Buenos Aires wie die Helden empfangen und bejubelt. Es war das erste Mal, daß der Name Franco in aller Munde war. Aber es war nicht der Name des späteren Generalissimus, sondern seines kleinen Bruders. Ramón nahm - im Gegensatz zu seinem Bruder - am politischen Leben seines Landes aktiven Anteil. Als König Alfons XIII. 1930 ohne seinen zurückgetretenen Diktator Primo de Rivera zu regieren versuchte (mit durchaus negativem Erfolg), kam es zu Unruhen. Ein erster Militärputsch am 12.12.1930 in Jaca schlug fehl. Der König ließ die Rädelsführer erschießen. Aber als sich wenig später die Luftwaffengarnison von „Cuatro Vientos" bei Madrid erhob und sich unter den jungen Rebellen der Volksheld Ramón Franco befand, da wagte der Monarch keine blutige Repression mehr, sondern schritt - wie der derzeitige spanische König - zu „Demokratisierungs"-Maßnahmen, die binnen kurzem seinen Sturz herbeiführten. Er ging (ohne abzudanken) ins Exil. Am 14. April 1931 wurde die Republik ausgerufen. Die Unterzeichner des revolutionären Aufrufs, den Ramón Franco über Madrid abgeworfen hatte (statt der für den Königspalast bestimmten Bomben, die man ihm nur mit Mühe hatte ausreden können), spielten alle (von den Sozialisten Largo Caballero und Prieto bis zu den späteren Ministerpräsidenten Azaña und Lerroux) in der Republik eine führende Rolle, die sich Ramóns Bruder Francisco fünfeinhalb Jahre später zu beseitigen anschickte. Daß Ramón Franco wesentlich zur Abschaffung der Monarchie in Spanien beigetragen hatte, die Francisco Franco in Ermangelung einer besseren Idee zur Lösung der Frage seiner Nachfolge exhumierte, ist eine Tatsache, auf die in der Zeitgeschichtsschreibung bisher kaum, und wenn, dann nur am Rande hingewiesen wurde. Sie verdient jedoch hervorgehoben zu werden, um das Charakterbild des „Caudillos" abzurunden. Hatte er sich schon seinem älteren Bruder gegenüber nicht eben großzügig benommen, so kann sein Verhalten gegenüber dem jüngeren nur Abscheu erwecken. Obwohl Ramón glühender Republikaner war - wie übrigens auch sein Putschkamerad von 1930, der spätere General Queipo de Llano y Serra (1875-1951), mit dem zusammen er damals geflohen war, um der Verhaftung und möglichen Erschießung zu entgehen -, stellte er sich der nationalen Erhebung zur Verfugung, ganz gewiß nicht, um die Monarchie und den Einfluß der Kirche in seinem Vaterland zu restaurieren, sondern weil er die Gefahr erkannt hatte, die Spanien durch den Weltbolschewismus drohte.

Diese seine Einstellung deckte sich mit derjenigen, die viele von uns Legionären hatten, und die in der von uns wieder und wieder gestellten Frage „Kämpfen wir auf der verkehrten Seite?" zum Ausdruck kam. Die zu einem geflügelten Wort gewordene Frage beherrschte jede politische Diskussion, die in der Legion Condor über die Entwicklung der spanischen Dinge gefuhrt wurde. Der Rundfunkgeneral Queipo de Llano beendete noch in den ersten Kriegsmonaten jede seiner mitreißenden Rundfunkansprachen mit dem Ruf „Viva la República" - Es lebe die Republik! -, bis ihm das von Franco ausdrücklich untersagt wurde. Er meinte eine nationale und soziale Republik, in der der Marxismus keine Chancen hat, weil ihm die Voraussetzungen - soziale Ungerechtigkeit, Ausbeutung und sonstige Mißbräuche des Kapitalismus - entzogen sind, wie das in dem von ihm bewun-

derten Dritten Reich der Fall war. Ein Besuch in dessen Hauptstadt, der von Franco nicht ausdrücklich genehmigt worden war und den Queipo de Llano benutzte, um dem deutschen Volk und seiner Führung seine aufrichtige Freundschaft und Bewunderung zu versichern, war der Anlaß, daß Franco ihn endgültig kaltstellte, nachdem er ihn schon bei der Umbildung seines Kabinetts im Januar 1938 provokativ übergangen hatte, so daß Queipo de Llano seine Rundfunkreden damals einstellte. Im gleichen Jahr kam auch sein alter Freund und Mitstreiter Ramón Franco bei einem „Unfall im Dienst" ums Leben. Er wäre fraglos ein tüchtigerer, mitreißenderer Oberbefehlshaber der nationalspanischen Luftstreitkräfte gewesen als der damals schon fast 60jährige Kindelán, der jedoch in Francos Augen den Vorzug hatte, ein überzeugter Monarchist, ein treuer Diener der Kirche und außerdem noch anglophil zu sein. So hatte er für seinen Bruder, dessen Rühm den seinen damals noch überstrahlte, keinen anderen Posten als den bescheidenen eines Fliegerhorst-Kommandanten auf den Balearen. Ramón Franco war - nach Sanjurjo und Mola - die dritte bedeutende Persönlichkeit des nationalen Spaniens, die dem „Caudillo" im Wege stand und - welch glückliche Fügung des Schicksals! - bei einem Unfall ums Leben kam. Wer das Vertrauensverhältnis des so Begünstigten zum Chef eines der anerkannt leistungsfähigsten Geheimdienste kennt, braucht kein krankhafter Verdachtschöpfer zu sein, um mißtrauisch zu werden.

Das Dreibein der Macht

Seit dem 1. Oktober 1936 vereinigte Franco die militärische Führung und die Regierungsgewalt des nationalen Spaniens in seiner Hand. Das war viel, aber noch nicht alles. Ein autoritärer Staat braucht eine politische Massenbewegung, deren Führung gleichfalls der jeweilige starke Mann innehaben muß. Nur auf diesem Dreibein der Macht kann er sich halten. Hitler besaß es und war daher nur durch äußere Gewalt zu stürzen. Mussolinis Dreibein war wackelig, da er - im Gegensatz zu Hitler und Franco - in der Hierarchie des Staates jemand über sich gelassen hatte, den König, der ihm in der ersten schweren Krise des faschistischen Staates eines der drei Stützbeine unter der Sitzfläche wegzog. Einen König, der Franco das gleiche Schicksal wie Mussolini hätte zuteil werden lassen können, gab es in Spanien nicht und würde es auch trotz aller monarchistischen Lippenbekenntnisse des „Caudillo" zu seinen Lebzeiten nicht geben, obwohl er 1947 die Monarchie formell wieder einführte. Trotzdem blieb sein Sitz wacklig, solange er nicht auch das dritte Stützbein herbeischaffte, die politische Massenbewegung. Er selbst verfügte über eine solche so wenig wie über ein konkretes politisches Programm, zumindest keins, das beim spanischen Volk Anklang gefunden hätte. Was tun? Sollte ihm in dieser Beziehung nicht gelingen, was er schon mit der Usurpierung der militärischen und Staatsführung erreicht hatte? Die wichtigsten politischen Gruppierungen, die die nationale Erhebung getragen hatten, waren die katholische Partei CEDA (Confederación Española de Derechas Autónomas =

Spanische Vereinigung der Autonomen Rechten), deren Führer Calvo Sotelo von den Roten ermordet worden war, die Falange José Antonios, dem das gleiche Schicksal bevorstand und der im Gefängnis von Alicante jedenfalls aktionsunfähig war, und die Carlisten, deren Führer Fai Conde von Franco ins portugiesische Exil geschickt worden war. Sollte es wirklich so schwierig sein, diese drei fuhrerlosen Haufen, deren junge Aktivisten zudem als Soldaten an der Front standen, unter einen Hut, den des „Caudillo" zu bringen?

Canaris mußte höchst daran interessiert sein, daß die totale Macht, die Franco bei dieser Gelegenheit zu zwei Dritteln an sich gerissen hatte, auch noch in ihrem letzten Drittel gut und dauerhaft abgesichert würde. Ino Rolland, mit dem ich in Buenos Aires darüber sprach, vertrat die Ansicht, Canaris habe gar nicht anders handeln können, wenn er Franco und damit Spanien in den Dienst seiner langfristigen Pläne zum Sturz Hitlers einspannen wollte. Ein treuer, zuverlässiger und dem Dritten Reich wohlgesonnener Bundesgenosse auf der iberischen Halbinsel hätte Hitlers Stellung in Europa, über dem sich bereits die dunklen Wolken des Krieges zusammenballten, unerhört gestärkt. Und nachdem Hitler - ohne Canaris zu befragen - am 25. Juli 1936 mit seinem blitzartigen Entschluß zu einer schnellen und nachhaltigen Hilfe für die nationalen Rebellen den ersten Schritt in diese Richtung getan hatte, gab es keinen anderen Weg, den ersehnten Erfolg zu verhindern, als die ganze Macht in Spanien einem Mann wie Franco zuzuspielen. Rolland wies mich zur Untermauerung seiner These auf einen Satz in dem Buch von Fabian von Schlabrendorff „Offiziere gegen Hitler" hin, das damals gerade Aufsehen erregte. Der Chronist des Widerstandes bekennt dort, freilich nicht in bezug auf Spanien, sondern in anderem Zusammenhang, wörtlich, einen „Erfolg Hitlers unter allen Umständen und mit allen Mitteln zu verhindern, auch auf Kosten einer schweren Niederlage des Reiches, war unsere dringlichste Aufgabe". Ich konnte mich nicht entsinnen, eine derart erschütternde Maxime des sogenannten „deutschen" Widerstandes bei Schlabrendorff gelesen zu haben. Aber Rolland zeigte mir die Stelle. Sie stand in der Züricher Erstausgabe des Buches von 1946 auf Seite 38. Ich hatte die Ausgabe von 1951. Da stand sie nicht mehr drin. Man hatte sie gestrichen - aus gutem Grund.

Ein „Dandy" taucht auf

Franco muß sich seit seinem wichtigen Oktober-Gespräch mit Canaris intensiv mit der Frage beschäftigt haben, zur Absicherung seiner Macht in den Besitz einer eigenen politischen Bewegung zu gelangen. Er fand die Lösung dieses Problems erst, als sich sein Schwager Ramón Serrano Suñer am 20. Februar 1937, soeben einem roten Kerker entflohen, bei ihm in Salamanca zurückmeldete. Der neun Jahre jüngere Rechtsanwalt war mit Zita Pola, der Schwester von Francos Frau Carmen, verheiratet. Die Schwestern hatten ebenso wie ihre Männer untereinander ein sehr herzliches familiäres Verhältnis. Ramón, elegant und weltgewandt, blen-

dend aussehend, mit früh ergrautem Haar und strahlend blauen Augen, war im Familienkreis so beliebt wie in der Gesellschaft. Er wurde sofort im Hause des inzwischen zum Staatschef avancierten Schwagers aufgenommen. Und nach den ersten erregten Erlebnisberichten - der Flüchtling hatte Schreckliches durchgemacht - ging es ans Pläneschmieden. Serrano Suner war nach seiner willkürlichen Verhaftung in das berüchtigte Madrider Modellgefangnis eingeliefert worden, wo er die Ermordung seiner Freunde Fernando Primo de Rivera und Ruiz de Alda mitansehen mußte, nachdem schon zwei seiner Brüder von den Roten umgebracht worden waren. Das genügte, um ihn für sein ganzes Leben zu einem geschworenen Feind des Kommunismus und der diesen in aller Welt verbreitenden Sowjets zu machen. Aber auch mit Frankreich hatte er nicht viel im Sinn, da es die französische Botschaft in Madrid gewesen war, die mit Rücksicht auf die guten Beziehungen zwischen den Volksfrontregimen in den beiden Nachbarländern den Brüdern Serrano Suners Aufnahme und Schutz auf ihrem exterritorialen Gelände verweigert und damit ihren Tod mitverschuldet hatte. Dieses emotionelle Moment kam nun als Verstärker zu einer grundsätzlichen Frankophobie hinzu, die sich bei vielen Spaniern eingewurzelt hat, seit ihr Land von Napoleon besetzt und nur in einem langen und erbitterten Guerillakrieg wieder befreit wurde.

Bei der Vierjahresfeier der Nationalen Erhebung am 18. Juli 1940 in Madrid bestand volles Einvernehmen über Spaniens Kriegseintritt gegen England und die Absicht, Gibraltar mit deutscher Hilfe zu erobern. Dieses sein Angebot hatte Franco in seiner bei dieser Gelegenheit gehaltenen Rede unmißverständlich wiederholt. Es sollte am 23. Oktober in Hendaye angenommen und für beide Teile verbindlich formuliert werden. Die Vorbereitungen dafür waren auf deutscher Seite bis in die kleinsten Einzelheiten getroffen. Franco aber war fest entschlossen, sein damals gegebenes Versprechen nicht einzuhalten, ohne es dabei zu einem Bruch kommen zu lassen, den er sich einstweilen noch nicht leisten konnte. Nach dem Sieg über Frankreich stand Deutschland auf dem absoluten Höhepunkt seiner Erfolge, und wenn Franco seine damals noch gehegten imperialen Pläne verwirklichen wollte, so war das nur möglich, indem er seinen Wagen an den des deutschen Siegers koppelte. Wie kam es jetzt zu seiner Sinnesänderung?
Kurz nachdem Canaris mit Franco den deutsch-spanischen Gibraltarplan bis in alle (sogar taktische) Einzelheiten durchgesprochen hatte, mußte er schon wieder eine Rede mit anhören. Hitler hielt sie am 19. Juli 1940 vor dem Deutschen Reichstag: „Abgeordnete! Männer des Deutschen Reichstages!" Die Veranstaltung war mit dem sie umgebenden Propaganda-Zeremoniell so aufgezogen, daß sie etwas ganz Besonderes versprach. Eingeweihte wie der Führer-Dolmetscher Paul Schmidt wußten, daß der Clou der Rede ein neues Friedensangebot an England sein würde. Drei Tage zuvor hatte Hider seine Weisung Nr. 16 über das berühmte (und nie stattgefundene) Unternehmen Seelöwe (Besetzung der britischen Inseln) diktiert, nachdem er schon am 15. Juli seinem Freund Mussolini einen Brief mit der Ankündigung des Planes geschrieben hatte.

In der Kroll-Oper waren nicht nur die Abgeordneten versammelt (auf sechs Sitzen lagen statt ihrer gefallenen Inhaber Lorbeerkränze), sondern auch die Creme der nationalsozialistischen Führerschaft. Göring, der bei dieser Gelegenheit zum Reichsmarschall ernannt wurde, eröffnete die Sitzung. Hitler begann wie üblich mit dem Versailler Vertrag und gelangte über Polen und Norwegen zum kürzlichen Frankreich-Feldzug, über dessen Verlauf und Ergebnis er einen eindrucksvollen Rechenschaftsbericht abgab.

Sodann ergoß sich eine Flut von Anerkennungen, Beförderungen und Auszeichnungen über die zum großen Teil anwesende militärische und politische Führerschaft. Es gab 11 neue Feldmarschälle (v. Brauchitsch, Ritter von Leeb, v. Bock, List, v. Kluge, v. Witzleben, v. Reichenau, Milch, Sperrle, Kesselring und Keitel) - zwei von ihnen wurden später gehängt, Witzleben von Hitler, Keitel von den Alliierten -, einen neuen Generaladmiral (Carls) und 19 Generaloberste. Auch das deutsche Volk in seiner Gesamtheit wurde mit Recht gelobt, wobei Hitler nur eine Einschränkung machte: „Ich gebe nun ohne weiteres zu, daß es auch in Deutschland selbstverständlich einzelne Subjekte gegeben hat und wohl auch noch heute gibt, die fast mit Bedauern den Siegeszug des Dritten Reiches erleben, unverbesserliche Reaktionäre oder blinde Nihilisten, die innerlich wohl traurig sein mögen, daß alles anders kam, als sie es sich erhofften, allein ihre Zahl ist eine lächerliche und ihre Bedeutung ist noch geringer."

Als diese Worte fielen, verzog Canaris keine Miene. Er hatte sich - wie stets - in der Gewalt. Solange Hitler nicht wußte, daß sich einzelne Subjekte, von denen er soeben gesprochen hatte, in seiner engsten Umgebung auf wichtigen Schaltstellen, wie der von Canaris eingenommenen, befanden, mußte er ihre Bedeutung geringschätzen. Er, Canaris, würde ihm schon zeigen, welche Bedeutung er hatte. In bezug auf Spanien, das Hitler auch im außenpolitischen Teil seiner Rede (im Gegensatz zu Italien) mit keinem Wort erwähnte, obwohl der „Caudillo" doch eben erst seine Kriegsbeteiligung öffentlich angekündigt hatte.

Schließlich gelangte Hitler zum Kern- und Höhepunkt seiner Rede. Er erinnerte an das Friedensangebot, das er nach dem siegreichen Polenfeldzug am 6. Oktober 1939 an Frankreich und England gerichtet hatte und das von den Adressaten mit Spott und Hohn bedacht worden war. Seine Vermutung, daß man im heute besiegt am Boden liegenden Frankreich über das damalige Friedensangebot „anders denken wird", wirkte nach dem vorhergegangenen Bericht über den „größten und glorreichsten Sieg aller Zeiten" überzeugend. „Das alles hätte", rief er aus, „nicht zu kommen brauchen. Denn ich habe noch im Oktober weder von Frankreich noch England etwas anderes verlangt als nur den Frieden."

Und, jetzt allein an die Adresse der Politiker in London gerichtet: „Glauben Sie mir, meine Abgeordneten, ich empfinde einen inneren Ekel vor dieser Sorte gewissenloser parlamentarischer Volks- und Staatenvernichter. Es tut mir fast weh, wenn mich das Schicksal dazu ausersehen hat, das zu stoßen, was durch diese Menschen zum Fallen gebracht wird: denn meine Absicht war es nicht, Kriege zu fuhren, sondern einen neuen Sozialstaat von höchster Kultur aufzubauen."

Domarus erinnert in diesem Zusammenhang an merkwürdig ähnlich klingende

Sätze Napoleons, die dieser im Frühjahr 1821 niederschrieb: „Ich bin gezwungen gewesen, Europa durch die Waffen zu bändigen. Ich habe Frankreich und Europa neue Ideen eingeimpft, die niemals vergessen werden."
Nun wendet sich Hitler an „Mister Churchill", der soeben erklärte habe, er werde den Krieg weiterführen, notfalls „von Kanada aus". Dazu Hitler: „Das Volk wird den Krieg in London dann sicherlich mit anderen Augen ansehen als seine sogenannten Führer in Kanada." Churchill habe „vor etwa sechs Wochen mit dem Luftkrieg gegen die Zivilbevölkerung" begonnen. Es folgte seine berühmte Prophezeiung: „Es wird ein großes Weltreich zerstört werden. Ein Weltreich, das zu vernichten oder auch nur zu schädigen, niemals meine Absicht war." Sie ging schneller in Erfüllung, als mancher geglaubt hätte. Heute ist England kein Weltreich mehr, sondern mußte froh sein, in den Schoß der kleinen westeuropäischen Völkerfamilie aufgenommen zu werden, und zwar als eines ihrer hilfsbedürftigen Mitglieder, das auf Zuschüsse wohlhabender Verwandter dringend angewiesen ist.
Daß diese Entwicklung erst eintrat, nachdem auch das Deutsche Reich vernichtet, zerschlagen, aufgeteilt und besetzt wurde, macht die Verwirklichung dieser Prophezeiung um nichts weniger tragisch. Hitler schloß: „In dieser Stunde fühle ich mich verpflichtet, vor meinem Gewissen noch einmal einen Appell an die Vernunft auch in England zu richten. Ich glaube dies tun zu können, weil ich ja nicht als Besiegter um etwas bitte, sondern als Sieger nur für die Vernunft spreche. Ich sehe keinen Grund, der zur Fortführung dieses Kampfes zwingen könnte."
In dieser Zeit des Zauderns und Zweifeins nach der Ablehnung seines Friedensangebotes, von deren Ernsthaftigkeit er sich nur zögernd überzeugen ließ, erschien ihm der kleine Canaris mit seinem Gibraltar-Plan wie ein rettender Engel. Gewiß, es war schon lange darüber gesprochen, ja das Thema sogar generalstabsmäßig bearbeitet worden. Aber man hatte es zurückgestellt und erst einmal alle Hoffnungen auf die Friedensrede vom 19. Juli gesetzt. Jetzt, da diese zerrannen, gewann die Kriegsrede, die Franco am Tag zuvor gehalten und die man begreiflicherweise in Berlin kaum beachtet hatte, plötzlich größte Bedeutung, zumal da Canaris konkrete Einzelheiten dazu aus seinen wie stets vertraulichen Gesprächen mit dem „Caudillo" berichten konnte. Hitler war fasziniert. Hier bot sich die Alternative zu dem ungeliebten Unternehmen „Seelöwe". Von Frankreich nach Spanien, von Spanien nach Nordafrika, über Ägypten und den Suezkanal nach dem Vorderen Orient mit seinen unermeßlichen Ölquellen und weiter zum Kaukasus in den Rücken der Roten Armee. Und das alles auf dem Landweg, ohne der britischen Marine entgegentreten zu müssen, nur bei Gibraltar der kleine Sprung über die Meerenge. Schon bei der Generalsbesprechung vom 21. Juli, also noch vor der endgültigen Absage durch Halifax, ließ Hitler, nach Aufzeichnungen Halders, wenn auch nur am Rande, das Wort Spanien fallen. Es wird unter den Mächten erwähnt, die man versuchen sollte, „gegen England einzuspannen", falls dieses wirklich weiter Krieg führen wolle. Schon drei Tage später drückte sich Hitler, am 24. Juli gegenüber dem letzten Kommandeur der Legion Condor, General der Flieger Wolfram Frhr. von Richthofen (1895-1945), wesentlich deutlicher aus. Die britische Regierung sei auf das Friedensangebot nicht eingegangen (tatsächlich

hatte sie es definitiv abgelehnt), erfuhr der an Spanien höchst interessierte Fliegergeneral (er wurde noch 1943 zum Feldmarschall befördert, ehe er in Bad Ischl 1945 an einem Gehirntumor starb). Nunmehr werde der Krieg gegen England mit aller Schärfe geführt. Donald S. Detwiler schreibt in seinem Buch weiter wörtlich: „Es sei geplant, im Einvernehmen mit Franco Gibraltar zu erobern. Sollte Spanien sich beteiligen wollen, würde das begrüßt, aber darum wolle er Spanien nicht bitten. In jedem Falle komme bei dem Angriff auf Gibraltar nur eine Beteiligung Spaniens mit Erdtruppen in Frage. Dazu sollte es das Nötige, vor allem schwere Artillerie, Flak, Munition und Betriebsstoff bekommen. Nach der Eroberung könnten die Spanier den Felsen übernehmen und Deutschland würde auch ihre Wünsche in Marokko unterstützen. Sollte England versuchen, sich irgendwo auf der iberischen Halbinsel festzusetzen, würde Deutschland starke Unterstützung zusagen." Das war immerhin schon recht konkret. Hitler hatte Spanien bereits fest in seine weiteren Kriegspläne eingebaut. In seinen Gesprächen und bald auch offiziellen Erklärungen begann das Wort von einer „gegen England aufzurichtenden Front vom Nordkap bis Nordafrika" aufzutauchen. Der Gedanke einer Wegnahme Gibraltars und eines anschließenden Sprunges nach Afrika ergriff um so mehr von ihm Besitz, je weniger die Luftschlacht um England zu den von Göring zuversichtlich versprochenen Ergebnissen führte. Tatsächlich entstand in diesen August-Tagen 1940 „der endgültige deutsch-spanische Gibraltar-Plan", wie Ribbentrops Witwe Annelies geb. Henkel aufgrund ihres sorgfaltigen Quellenstudiums feststellt. Je länger sich die britische Luftwaffe in den erbitterten und auf beiden Seiten mit einem Heldenmut ohnegleichen geführten Kämpfen hielt, ohne „moralisch und tatsächlich" niedergekämpft zu sein, um so fragwürdiger wurde das ganze Unternehmen „Seelöwe", dessen wichtigste Voraussetzung eben die Ausschaltung der Royal Air Force war.

Goebbels besuchte damals den neuernannten Generalfeldmarschall Hugo Sperrle (1885-1953) in seinem Hauptquartier in Deauville an der Seinemündung und berichtete mir von seinem Gespräch mit dem Befehlshaber der hier eingesetzten Luftflotte, der ihm mit apodiktischer Gewißheit versicherte, in 14 Tagen werde alles erledigt sein. Und er versprach den Londonern, sie würden „in der eigenen Scheiße ersticken". Sie erstickten nicht, und in 14 Tagen war gar nichts erledigt. Im Gegenteil erlitt die deutsche Luftwaffe laut OKW-Bericht den schrecklichen Aderlaß von 407 Flugzeugen mit Besatzungen. Vom 4. bis zum 15. September 1940 waren es noch 182 Flugzeuge, davon allein 43 an einem einzigen Tage, dem letzten dieser Zeitspanne. An diesem gleichen Tage wurde das Unternehmen „Seelöwe" endgültig abgeblasen.

Felix - der Glückliche

An seine Stelle trat das Unternehmen „Felix" (lat.: der Glückliche). Diesen Tarnnamen hatte der deutsch-spanische Gibraltar-Plan inzwischen offiziell erhalten. Es sollte auch nicht glücklicher ausgehen als das andere. In das Unternehmen „See-

löwe" war nach Schlabrendorff der Widerstands-Oberst und spätere Generalmajor Henning v. Tresckow „an einer maßgeblichen Stelle" eingeschaltet. Das Unternehmen „Felix" war ganz und gar in der Hand eines Widerständlers, des Admirals Canaris. Er und nicht Hitler entschied darüber, ob es durchgeführt würde oder nicht. Und er muß in diesem Augenblick, da er selbst noch aktivst an der Ausarbeitung und Ingangsetzung des Planes arbeitete, bereits zu dem Entschluß gelangt sein, seine Durchführung zu verhindern. War „Seelöwe" ein Unternehmen, das, wenn es überhaupt einen Erfolg versprach, diesen - wie später das Beispiel Kreta zeigen sollte - nur unter Strömen von Blut und einer entscheidenden, vielleicht tödlichen Schwächung der deutschen Wehrkraft hätte erzwingen können, so stellte „Felix" ein mit relativ geringem Aufwand, niedriger Risikoquote und fast 100 Prozent Erfolgschancen durchführbares Unternehmen dar. Vom „Seelöwen" hat Canaris Hitler nie abgeraten. Er wußte, daß er mit diesem ins Verderben reiten würde. Was die Ungunst der Verhältnisse nicht bewirkt hätte, wäre zu besorgen Sache der „eingeschalteten Widerständler" gewesen. Mit „Felix" war das was anderes. „Felix" konnte so, wie das Unternehmen unter seiner Mitwirkung ausgearbeitet und vorbereitet war, gar nicht anders als glücklich ausgehen. Es mußte also verhindert werden. Jetzt würde sich das Vertrauen, das er sich in jahrelanger Kleinarbeit nicht nur bei Hitler, sondern auch bei Franco zu verschaffen gewußt hatte, rentieren.

Fast hätte ihm Hitler noch im letzten Moment einen Strich durch die Rechnung gemacht. Als der Operationsplan bereits in allen Einzelheiten (einschl. Angriffsdatum: 10. Januar 1941) festgelegt war, beschloß Hitler, wie Generalmajor Walter Warlimont, ehem. Chef des Wehrmachtsführungsstabes im OKW, berichtet, den Chef seiner Operationsabteilung, Generaloberst Jodl, persönlich nach Madrid zu schicken, um den Plan mit Franco abzustimmen und sämtliche Detailfragen mit dessen Generalstabschef, General Juan Vigön Suerodiaz (1880-1955), durchzusprechen. Allein daraus ist zu ersehen, wie ernst und wichtig Hitler das Unternehmen „Felix" nahm. Jodl, dessen Treue und Zuverlässigkeit über jeden Zweifel erhaben und der außerdem ein anerkannt fähiger Generalstäbler war, hätte das Unternehmen fraglos durchgezogen. Das hätte nach der wohlbegründeten Meinung des spanischen Außenministers (und damals noch intimsten Franco-Vertrauten) Serrano Suner „in dem Augenblick das Ende des Krieges bedeutet", und zwar ein für Deutschland glückliches.

Auch Churchill scheint dieser Ansicht gewesen zu sein. Denn er lobt in einem seiner Memoirenbände Franco für seine „Täuschung und Undankbarkeit gegenüber Hitler und Mussolini" mit der Begründung „Spanien hielt den Schlüssel in den Händen, mit dem es allen englischen Unternehmungen im Mittelmeer ein Ende setzen konnte". Dieses Ende mußte Canaris verhindern. Er beschwor daher Hitler, ihn statt Jodl mit dieser Mission zu betrauen. Er zweifelte keineswegs an Jodls Fähigkeiten, im Gegenteil gab er Hitler recht, daß er keinen Besseren dafür hätte finden können. Aber, gab er zu bedenken, die ganze Angelegenheit sei so heikel und der Spanier im allgemeinen und Franco im besonderen so schwierig zu behandeln, daß es für einen weder mit der spanischen Sprache noch der spanischen

Mentalität Vertrauten allzu leicht sei, ins Fettnäpfchen zu treten und damit ein Unternehmen zu gefährden, dessen Gelingen schon so gut wie gesichert sei. Hitler ließ sich überzeugen, so war Canaris am 7. September 1940 wieder (zum letzten Mal vor Hendaye) bei Franco. Die amtlichen Berichte über dieses wohl entscheidende Gespräch sind dürftig. Es liegt ein Telegramm des Botschafters Stohrer vor mit der nüchternen Feststellung, Canaris habe Franco den Wunsch Hitlers übermittelt, „den Angriff auf Gibraltar binnen kurzem vorzunehmen". Der Angriffstermin (10.1.1941) wird bestätigt. Zugleich mit dem deutschen Durchmarsch solle die Wirtschaftshilfe für Spanien einsetzen. Canaris wird sich gehütet haben, dem Botschafter Einzelheiten über den wirklichen Inhalt seines Gesprächs mit Franco auf die Nase zu binden. Denn die Absicht des deutschen Abwehrchefs und heimlichen Verbündeten der Briten, wie ihn Colvin, der es wissen muß, nennt, war es, „Spanien, koste es was es wolle, davon abzuhalten, auf die Seite der Achsenmächte zu treten". Die Ansicht, die Annelies v. Ribbentrop aus ihrem sorgfaltigen Studium vieler schwer zugänglicher (meist englischer) Quellen gewann, deckt sich voll und ganz mit Churchills Dank für Francos Undankbarkeit gegenüber Hitler und Mussolini. Spanien habe den Schlüssel besessen, schrieb er, „doch niemals, selbst in den düstersten Stunden, versperrte er uns das Tor" (Gibraltar).

Englands düsterste Stunde

Die „düsterste Stunde" für England hatte geschlagen, als es, von dem Blitz auf London taumelnd, wenn auch nicht erschlagen, einen neuen Schlag, diesmal gegen seine Lebensader im Mittelmeer, erwarten mußte. Die Abriegelung des Mittelmeers bei Gibraltar und danach die Wegnahme Nordafrikas, des Suez-Kanals und des Vorderen Orients hätten England und die im Hintergrund stehenden USA ihrer letzten Operationsmöglichkeit gegen das Reich beraubt. Rommels späterer Siegeszug durch die Wüste wäre ohne die Möglichkeit, seine Versorgungslinien über das Mittelmeer abzuschneiden, unaufhaltsam gewesen.

Ägypten und andere arabische Völker warteten nur darauf, das britische Kolonialjoch abzuschütteln. Dann wäre der englischen Führung, die eben noch das deutsche Friedensangebot zurückgewiesen hatte, gar nichts anderes übrig geblieben, als diesen aussichtslos gewordenen Krieg so oder so zu beenden.

Rußland war damals noch dem Reich durch das Molotow-Ribbentrop-Abkommen verbunden. Die USA befanden sich in einem Zustand der Handlungsunfähigkeit, wie Serrano Suner mit Recht feststellt. Seine Bevölkerung, in ihrer überwiegenden Mehrheit gegen eine Kriegsbeteiligung, war von Roosevelt und seinem Propagandaapparat noch längst nicht genügend bearbeitet und dieser so realistisch, daß er bei einer solchen Wendung seine unpopuläre probritische Politik hätte umstellen müssen. Das Wehrpflicht-Gesetz hatte der Kongreß nur mit einer Stimme Mehrheit angenommen. Frankreich, Englands Festlandsdegen, war zerbrochen, und Spanien stand trotz der anglophilen Einstellung Francos und vieler seiner Mitarbeiter im Begriff, den deutschen Heeren seine Grenzen zu öffnen.

Wo war der Retter aus dieser Not? Er saß dem „Caudillo" am 7. September 1940 in Madrid gegenüber. Auftragsgemäß hatte er ihm das Unternehmen „Felix" in allen Einzelheiten ebenso wie die deutschen Gegenleistungen vorgetragen. Vielleicht fielen seine Ausführungen kürzer und weniger überzeugend aus, als wenn Jodl sie gemacht hätte. Die über diese Unterredung vorliegenden Dokumente sind, wie erwähnt, dürftig. Aber es gibt da eine andere zuverlässige Quelle über den wirklichen Inhalt des entscheidenden Gesprächs Canaris - Franco, den damaligen Staatssekretär im Auswärtigen Amt, Ernst Frhr. v. Weizsäcker. Er erklärte: „Aber ich vereinbarte mit ihm (Canaris), daß er statt dessen den Spaniern reinen Wein einschenken und ihnen die sichere Katastrophe klarmachen sollte, in die sie unvermeidlich und unerbittlich hineinkommen würden." Das sagte Weizsäcker am Nachmittag des 9. Juni 1948, als er im sogenannten Wilhelmstraßen-Prozeß vor dem Militärgerichtshof Nr. 6 im Fall 11 über die geplante Besetzung Gibraltars vernommen wurde (er konnte mit diesem Beweis für seine Widerstandstätigkeit - neben anderen - zwar den Kopf - im Gegensatz zu seinem Chef Ribbentrop - retten, bekam aber trotzdem sieben Jahre Gefängnis zudiktiert, wurde aber schon 1950 freigelassen; ein Jahr später starb er 69jährig, nachdem er seine Memoiren in London herausgebracht hatte).

Statt also all seine Überredungskunst (die Canaris zweifellos besaß) aufzubieten, um etwa noch vorhandene Bedenken Francos gegen ein Unternehmen, auf das er selbst wiederholt gedrängt hatte, auszuräumen, statt die deutschen Siegeschancen zu unterstreichen, die nicht einmal übertrieben zu werden brauchten, da sie in diesem Augenblick des Krieges tatsächlich optimal waren, muß Canaris seinem spanischen Freund ein so pechrabenschwarzes Bild der Lage gegeben haben, daß dieser tatsächlich anfing, in bezug auf den Herzenswunsch seines Volkes, die Rückgewinnung Gibraltars, kalte Füße zu bekommen.

Wenn Canaris dabei nicht bewußt mit Lügen und Fälschungen gearbeitet hat, die der schlaue und politisch sehr nüchtern denkende Franco leicht durchschaut hätte, so kann er diesen in seiner ursprünglichen Bereitschaft, auf deutscher Seite in den Krieg einzutreten, nur schwankend gemacht haben durch ein Argument, das Canaris gewiß nicht gebrauchte, das aber Francos Scharfsinn nicht entgehen konnte. Franco mußte sich an diesem 7. September 1940 fragen: Ist ein Regime so verläßlich und fest gefügt, um ihm das eigene Schicksal anzuvertrauen, wenn in seinen Reihen, und zwar auf so ausschlaggebenden Posten, wie sie Canaris, Weizsäcker und andere innehatten, Gegner stehen? War es möglich, daß Deutsche in derart führenden Positionen auf die „eigene Niederlage" hinarbeiteten, wie das Schlabrendorff in der unkorrigierten ersten Ausgabe seines Buches bekannt hat?

Darüber mußte sich Franco nach diesem Gespräch zunächst Gewißheit verschaffen. Er sagte noch nicht nein (das tun Spanier überhaupt ungern). Er sagte: vielleicht. Er machte gewisse Vorbehalte. Er stellte neue Bedingungen. Das konnte seine Verhandlungsposition nur verbessern. Er erbat sich Bedenkzeit. Annelies v. Ribbentrop stellt zutreffend fest: „Ein halbes Jahr lang, von Juni bis Dezember 1940, lag der Schlüssel zur Weltgeschichte in Francos Hand." An diesem 7. September 1940 nahm er ihn fest zwischen die Finger, um im richtigen Augenblick

das Schloß zuschnappen zu lassen, das Deutschland den Zugang zum Sieg, der in diesem Augenblick so gut wie sicher schien, endgültig zu verwehren.

Hitler und der hinterhältige Jesuit

Der Bericht, den Canaris über den „Erfolg" (für ihn war es ein wirklicher) seiner Mission in Madrid bei Hitler erstattete, war so geschickt formuliert, daß dieser über die tatsächlich prinzipiell bereits ablehnende Haltung Francos im unklaren blieb und annahm, man brauche jetzt nur noch ein wenig nachzubohren, um zum erwünschten Ziel zu gelangen. Er wollte das selbst übernehmen und verließ sich ganz auf seine (auch ausländischen Staatsmännern und Politikern gegenüber) bewährte Überzeugungskraft. Franco schickte ihm nicht seinen zuständigen Außenminister, den General Graf Jordana y Sousa (1876-1944), einen liberalen Monarchisten der alten Schule von hervorragenden Umgangsformen, aber wenig Format, mit dem Hitler sehr wahrscheinlich leichtes Spiel gehabt hätte (er hatte für vornehme alte Herren wie Hindenburg und Petain eine Schwäche), sondern seinen jungen Schwager Serrano Suner, der als Innenminister mit dem zu behandelnden Fragenkomplex nicht das Geringste zu tun, aber den Vorzug hatte, daß er „die Deutschen nicht leiden konnte" (wenn man dem Grafen Ciano und seinen Tagebüchern glauben darf). Am 17. September 1940 und acht Tage später noch einmal empfing Hitler den „Cunadisimo", ohne daß der von ihm intensiv Bearbeitete irgendeine Wirkung zeigte. Das war nicht verwunderlich. Einmal hatte Franco seinem Schwager die Weisung mitgegeben, die Verhandlungen hinhaltend zu fuhren und jede konkrete Formulierung zu vermeiden, die auch nur als halbe Zusage ausgelegt werden könnte, zum anderen gehörte Serrano Suner zu dem kleinen Kreis von Personen, die gegen Hitlers Ausstrahlung immun waren, auf die er einfach keinen Eindruck (weder einen positiven noch einen negativen) machte, die gewissermaßen auf eine andere Wellenlänge geschaltet waren. Hitler seinerseits hatte seit dem ersten Augenblick seiner Bekanntschaft mit dem grauhaarigen „Dandy" von diesem eine denkbar schlechte Meinung und soll ihn (nach Ciano) einen „widerspenstigen", (nach Schmidt) einen „hinterhältigen Jesuiten" genannt haben. Diese von vornherein vorhandene Antipathie mag bewirkt haben, daß Hitlers lange politisch-militärische Ausfuhrungen wohl wirklich nicht sehr überzeugend ausfielen. Er muß das selbst gemerkt haben, sonst hätte er ihnen nicht einen persönlichen Brief an Franco hinterhergeschickt, dessen „überzeugende Logik" Ciano in seinen Tagebüchern anerkennend vermerkt.

Die Rückreise von Berlin trat Serrano Suner über Rom an, wo er sich, wie wir wissen, als Monarchist, Katholik und Faschist (alles mit halbem Herzen) am wohlsten fühlte. Er traf sich mit Mussolini und Ciano, die von ihm über die Begegnung mit Hitler nicht viel mehr als einige mokante Bemerkungen über dessen lange Tiraden und sein schlechtes Benehmen erfuhren. Das wichtigste Ereignis seines Aufenthaltes in Rom aber war, daß ihn hier auf geheimen Wegen eine ebenso wichtige

wie vertrauliche Mitteilung von Dr. Josef Müller erreichte. Während des Krieges (bis zu seiner Einlieferung in ein Konzentrationslager) war dieser ein führendes Mitglied des Widerstandes und wurde als solches wegen seiner guten Verbindungen in Rom sowohl von Generaloberst Beck (1880-1944) als auch von Admiral Canaris gern und häufig mit delikaten Sonderaufträgen betraut.

Ein erstaunliches Dokument

Der Inhalt dieser Mitteilung mußte nun allerdings den Franco-Schwager elektrisieren. Er stand im völligen Gegensatz zu allem, was ihm Hitler soeben so mühevoll auseinandergesetzt hatte. Er widersprach aber auch seinen eigenen Überlegungen, die sich weitgehend mit denen Hitlers deckten (weshalb diese ihn so maßlos gelangweilt hatten). Serrano Suner hat sie noch drei Jahre nach Kriegsende in seinen Memoiren wiedergegeben, was er bestimmt nicht getan hätte, wären sie ein ihn kompromittierender Irrtum gewesen (Memoiren-Schreiber sind nun einmal so). Serrano Suner war nicht nur der Ansicht, daß sich Hitler in diesem Spätsommer 1940 auf dem Höhepunkt seiner Erfolge befand, sondern daß er auch einem für Deutschland glücklichen Ende des Krieges nie so nah wie in diesem Augenblick war. Josef Müller aber schrieb ihm wörtlich: „Der Admiral Canaris bittet Sie, Franco zu sagen, er solle Spanien, koste es, was es wolle, aus diesem Spiel heraushalten. Ihnen mag unsere Lage als die stärkere erscheinen. In Wirklichkeit ist sie verzweiflungsvoll und wir haben wenig Hoffnung, diesen Krieg zu gewinnen. Franco kann versichert sein, daß Hitler niemals mit Waffengewalt in Spanien eindringen wird."

Serrano Suner mußte diese knappen 54 Worte wieder und wieder lesen (das sollten Sie auch tun). Wir verdanken ihre Wiedergabe dem bereits zitierten Jan Colvin, der in England Zugang zu den dort befindlichen Kopien der Canaris-Berichte hatte, mit welchem der Chef der deutschen Abwehr während des Krieges die britische Regierung laufend unterrichtete. An dem Müller-Brief war alles verkehrt, nur nicht der letzte Satz. Und gerade dieser sollte für die endgültige Entscheidung Francos gegen das Unternehmen „Felix" ausschlaggebend sein.

Daß Deutschlands Lage damals nicht „verzweiflungsvoll" war, wußte Franco. Das wurde sie erst, als Franco dem deutschen Freund und Helfer den Durchmarsch verweigert hatte und sich dieser daher zu dem bisher nur vage erwogenen Unternehmen „Barbarossa" (Präventivangriff auf die Sowjetunion) entschloß. Aber was Franco bisher noch hatte zögern lassen, war die Befürchtung, daß sich der abgewiesene Verbündete den verweigerten Zugang nach Gibraltar gewaltsam verschaffen könnte. Sollte Müller recht haben, und das würde er sich von Canaris zweifelsfrei bestätigen lassen, dann wäre für ihn auch das letzte Risiko beseitigt. Er hatte recht, wie die weitere Entwicklung zeigte. So entschloß sich Franco zum Verrat des Jahrhunderts. Die Waage des Kriegsglücks begann sich zu Ungunsten Deutschlands zu neigen. Franco, das winzige Zeigerchen daran, hatte den

Ausschlag dazu gegeben. Und der ihn dazu bewog, war der Admiral Wilhelm Canaris.
Er war auf Veranlassung Ribbentrops in Hendaye nicht dabei. Der Verlauf der Konferenz ist nach ihrer düsteren Vorgeschichte und ihrem unglücklichen Beginn schnell berichtet. Dolmetscher Schmidt hat die Gespräche Hitler-Franco und Ribbentrop - Serrano Suner (der offenbar, um Hitler noch mehr zu verstimmen, wenige Tage zuvor, am 20. Oktober 1940, zum Außenminister ernannt worden war) kurz und ziemlich zutreffend wiedergegeben. Hitler wußte von Canaris und Serrano Suner, daß Franco sich weder auf den angegebenen Angriffstermin noch auf den Umfang der deutschen Beteiligung an der Eroberung Gibraltars festlegen wollte. Neu war, daß er jetzt plötzlich davon sprach, der Stolz seines Landes ließe es nicht zu, daß ein Stück spanischer Erde von fremden Soldaten für Spanien zurückerobert würde. Hitler mußte sich die Bemerkung verkneifen, daß er von diesem Stolz vor wenig mehr als vier Jahren wenig bemerkt hatte, als der gleiche Franco ihn im Juli 1936 um Waffenhilfe anflehte, um nicht nur ein Stück spanischer Erde, sondern das ganze Land zurückzuerobern. Die alleinige Beteiligung spanischer Truppen an der Wegnahme Gibraltars, fuhr Franco fort, erfordere natürlich beträchtlich höhere deutsche Lieferungen. Er nannte Zahlen, insbesondere von schwerer Artillerie, Flak und dazugehörender Munition, von denen er ganz genau wußte, daß Hitler sie nicht zusagen konnte, selbst wenn er das gewollt hätte. Dazu schilderte er die spanische Ernährungslage in den schwärzesten Farben und verlangte Getreidelieferungen, die Hitler zu gewähren weder willens noch in der Lage war. Doch wenn seine Taktik der Ausflüchte auch allzu offensichtlich war, ein definitives „Nein" sprach er immer noch nicht aus. Was Hitler in Erregung, ja Wut versetzte, so daß er die Unterredung einmal sogar mit der Bemerkung unterbrach, es habe keinen Zweck, noch weiter zu sprechen, war Francos offensichtliche Ignoranz in militärischen Dingen, die Hitler freilich schon aus dem Bürgerkrieg bekannt war. So antwortete Franco doch allen Ernstes auf Hitlers groß angelegte und unter Aufgebot all seiner Eloquenz vorgetragene Konzeption von den Operationen, die sich an die Einnahme Gibraltars anschließen sollten, mit Panzern sei in der Wüste nichts auszurichten. Das wußte Hitler nun wirklich besser. Und Rommel und Montgomery bewiesen es wenig später. Besonders herausfordernd mußte es wirken, daß Franco - in deutlicher Anspielung auf das kürzlich abgesagte Unternehmen „ Seelöwe" - die Wüste mit dem eine Insel umgebenden Meer verglich. Das Unerträglichste aber war für Hitler, daß Franco all dies „in einer derart unsoldatischen, zaudernd gedämpften Redeweise und mit einer so sanften eintönigen Sing-Sang-Stimme" vorbrachte, daß Hitler später seiner Tafelrunde, wie von Henry Picker aufgezeichnet, sagte, „er habe einen General erwartet und einen marokkanischen Teppichhändler vorgefunden".
Weder die anschließenden Verhandlungen der beiden Außenminister noch das Bankett und schon gar nicht zwei weitere, ursprünglich nicht vorgesehene Stunden Dialog Hider-Franco brachten die Konferenz über ihren toten Punkt hinweg. „Felix" kam nicht zur Welt, obwohl Hitler noch bis zum Dezember mit der Idee schwanger ging. Am 7.12.1940 schickte er Canaris nochmals zu Franco, der

diesmal mit einem deutlichen Nein antwortete. Am 11. Dezember erließ Keitel eine Geheimverfügung: „Das Unternehmen Felix wird nicht durchgeführt."
Die 7. Armee, der ich damals als Kriegsberichter zugeteilt war, wurde aus ihrem Bereitstellungsraum in Südfrankreich zurückgezogen. Ich kam an das entgegengesetzte Ende des europäischen Kriegsschauplatzes, nach Breslau. Die Richtung deutete auf den Balkan, wo Mussolini am 28. Oktober Griechenland überfallen hatte, ohne den deutschen Bundesgenossen zu befragen oder überhaupt zu unterrichten, und jetzt eine Niederlage nach der anderen einstecken mußte. Wir verbrachten das Weihnachtsfest ohne Cointreau, ohne Hummer und ohne Madame Hélène. Ich konnte dafür meinen zweiten Sohn auf den Knien schaukeln, der inzwischen geboren worden war.
Am 16. Dezember gab Hitler seine Weisung Nr. 21: „Die deutsche Wehrmacht muß darauf vorbereitet sein, auch vor Beendigung des Krieges gegen England Sowjetrußland in einem schnellen Feldzug niederzuwerfen (Fall Barbarossa)."
Der Feldzug, für Anfang Mai 1941 vorgesehen, wurde durch das unerwartet nötig werdende deutsche Eingreifen auf dem Balkan (am 6.4.1941) um die entscheidenden sechs Wochen verzögert. Die Würfel waren gefallen. Das deutsche Schicksal hatte sich entschieden. Wir deutschen Spanien-Legionäre, die wir nicht „Por Dios y España" (für Gott und Spanien) gekämpft hatten, wie auf den Grabsteinen für unsere gefallenen Kameraden zwischen Andalusien und der Biskaya stand, sondern für die totale Machtergreifung Francos und damit seine Stellung als Zünglein an der Waage der Machtkonstellation des Zweiten Weltkrieges, wie wir jetzt wußten, kamen der Beantwortung der Frage etwas näher, die wir uns in den Fliegerhorsten und Flakstellungen der Legion Condor, im Schützengraben oder beim Vormarsch an der Seite unserer tapferen Kameraden, in einer einsamen Flugzeugkanzel oder im Turm eines Panzers so oft gestellt hatten: „Kämpfen wir auf der verkehrten Seite?"

Wie Spaniens Bürgerkrieg entbrannte

Es war nicht der Milchmann, der morgens um 3 Uhr am Tor eines modernen Hauses in einem der elegantesten Wohnviertel Madrids klingelte. Der Portier öffnete schlaftrunken. Auf der Straße hielt ein Überfallwagen. Ihm waren einige Uniformierte und bewaffnete Zivilisten entstiegen. Ihr Anführer wies sich als Hauptmann Fernando Condes von der Zivilgarde aus. Er verlangte, in die Wohnung des monarchistischen Abgeordneten der Cortes, José Calvo Sotelo, eingelassen zu werden. Es waren wirre Zeiten in Spanien, und Obrigkeit ist Obrigkeit. Der Hauswart hatte keinen Anlaß, sich ihrem Begehren zu widersetzen. Der Hauptmann stieg die Treppe hoch, gefolgt von seinen „Asaltos", wie die Mitglieder einer besonderen Verfügungstruppe genannt wurden, die sich die junge Republik 1931 zu ihrem Schutz geschaffen hatte. Die Mitglieder der „Guardia de Asalto" (Sturmtruppe) waren unter besonders zuverlässigen Republikanern ausgewählt und pfleg-

ten damals schon bei öffentlichem Auftreten mit geballter Faust zu grüßen. Sie begleitete ein nicht uniformiertes, aber schwer bewaffnetes Individuum namens Vittoriano Cuenca, dunkler Herkunft, dessen spätere Spuren sich im gleichen Ungewissen verloren. Dem Portier fiel auf, daß er merkwürdig breitbeinig ging, was auf eine schmerzhafte Geschlechtskrankheit zurückzufuhren war. Ein kommunistischer Medizinstudent, der ihn behandelte, saß unten im Uberfallwagen. Bis 1933 war Cuenca als Leibwächter bei Kubas Diktator Gerardo Machado tätig gewesen, bis dieser unter dem Ruf „Abajo el imperialilsmo yanqui!" (Nieder mit dem Yankee-Imperialismus) von Castro-Vorläufern gestürzt wurde. Danach hatte er in der wenige Jahre zuvor gegründeten spanischen Republik ein neues Betätigungsfeld als „Pistolero" gefunden, als welcher er dem Hauptmann Condes zugeteilt war, der seinerzeit dem liberalen Ministerpräsidenten Santiago Casares Quiroga (1884-1950) zu besonderer Verwendung zur Verfügung stand. In den vier Monaten nach dem Volksfront-Wahlsieg vom Februar 1936 hatten, wie Gil Robles in den Cortes bekanntgab, 269 politische Morde (neben 1287 anderen Gewalttaten, 160 Brandstiftungen an Kirchen, Bombenattentaten und Uberfallen auf oppositionelle Zeitungen und Parteilokale) stattgefunden. Condes, Cuenca und andere besoldete Terroristen der Republik verstanden ihr Handwerk.

Die Familie Calvo Sotelo wurde aus tiefstem Schlaf gerissen. Der 43jährige Abgeordnete durfte sich schnell und notdürftig bekleiden. Nachtzeug oder sonstiges mitzunehmen sei nicht nötig, meinte der Hauptmann, als er Calvo Sotelo aufgefordert hatte, ihn aufs Polizeipräsidium zu begleiten. Die parlamentarische Immunität für Abgeordnete befand sich an diesem 13. Juli 1936 noch voll in Kraft. Condes hatte sich auch seinem Opfer gegenüber ordnungsgemäß ausgewiesen, aber einen Haftbefehl oder ähnliches natürlich nicht vorweisen können. Ein Blick des protestierenden Abgeordneten auf das möglicherweise rettende Telefon entlockte ihm nur ein spöttisches Lächeln. Die Leitung war von seinen Leuten längst durchgeschnitten. „Vamos", sagte er trocken, „gehen wir". Calvo Sotelo verabschiedete sich von seiner verzweifelten jungen Frau: „Ich rufe Dich sofort an, wenn sich der Irrtum aufgeklärt hat", sagte er betont zuversichtlich und versuchte einen Scherz: „Falls diese caballeros mich nicht umlegen."

Sie legten ihn um. Kaum hatten sie den Überfallwagen bestiegen - Calvo Sotelo auf einem der rückwärtigen Sitze zwischen zwei „Asaltos" - und waren mit kreischenden Reifen ein paar hundert Meter gefahren, krachten zwei Schüsse. Der hinter Calvo Sotelo sitzende Cuenca hatte ihm den Lauf einer seiner Pistolen ans Genick gesetzt und zweimal abgedrückt. Calvo Sotelo war sofort tot. Was ihm die „Pasionaria" vor knapp vier Wochen in den Cortes zugerufen hatte: „Das war Deine letzte Rede", war Wirklichkeit geworden. Mitglieder der sozialistisch-kommunistischen Jugend, die den republikanischen Stoßtrupp vervollständigten, zerrten den Leichnam aus dem Wagen, als sie am Ost-Friedhof Madrids vorbeikamen. Sie übergaben ihn dem Friedhofswärter mit der Bemerkung, sie hätten ihn unterwegs gefunden und würden die Papiere nachliefern. Der gute Mann nahm die noch warme Leiche ungerührt in Empfang. Das war in diesen Julitagen des Jahres 1936 nichts Ungewöhnliches für ihn.

Die Ermordung Calvo Sotelos war geplant und vorbedacht. Das ist erwiesen und in den gründlichen und umfangreichen Ermittlungen, die die nationale Regierung nach Beendigung des Bürgerkrieges durchführte, um diesen Mord als auslösendes Moment desselben zu klären, so sorgfaltig dokumentiert, daß selbst Hugh Thomas in seiner gründlichen Analyse des umfangreichen Materials zugeben muß, es bestehe „kein Zweifel", daß Ministerpräsident Casares Quiroga über das Kommandounternehmen dieser Nacht Bescheid wußte und es gebilligt, wenn nicht sogar angeordnet hatte. Das heißt nicht, daß er den Mord befahl. Er konnte an den Folgen, die dieser hatte, nicht interessiert sein. Das geht schon daraus hervor, daß er sich den immer ungeduldiger werdenden Forderungen der marxistischen Gewerkschaften, der völlig unter kommunistische Führung geratenen Jugendorganisation und ihrer Presse auf „Bewaffnung des Volkes" eine ganze Woche lang standhaft, ja geradezu rabiat widersetzte und es vorzog, von seinem Posten zurückzutreten, statt mit der Ausgabe von Waffen an die proletarischen Massenorganisationen grünes Licht für ein allgemeines Gemetzel zu geben, wie es tatsächlich stattfand, als Präsident Azana ihn am Abend des 18. Juli durch den Führer der Partei Republikanische Union, Diego Martinez Barrio, einen Freimaurer 33. Grades, ersetzte. Am frühen Morgen des 19. Juli fuhren die ersten Lastwagen mit Gewehren, Munition und Handgranaten aus den Arsenalen des Heeres durch die Straßen Madrids zu den Gewerkschaftslokalen. Für den Nachmittag dieses in jeder Beziehung heißen Sommer-Sonntags wurden die üblichen Stierkämpfe in Madrid offiziell abgesagt. Die Massen sollten ein anderes blutiges Schauspiel als das gewohnte erleben. Der Spanische Bürgerkrieg, der schaurigste, den die Geschichte Europas seit der bolschewistischen Oktoberrevolution von 1917 verzeichnete, hatte begonnen.

Das ist eine Feststellung. Ein Geschehen hatte begonnen, das nicht nur unendliches Leid über Millionen von Menschen bringen, sondern auch entscheidenden Einfluß auf den weiteren Verlauf der Weltgeschichte haben sollte. Es hatte begonnen. Wer diesen Krieg begann, ist weniger wichtig und soll hier nicht untersucht werden. Die Schuld lag - wie bei allen Kriegen - nicht allein auf einer Seite. Die Schuldfrage wird fast nie zwecks objektiver Wahrheitsfindung, sondern meist in politischer Absicht gestellt und beantwortet, wobei der jeweilige Sieger die stärkeren Argumente, nämlich die Macht hat, ihnen Geltung zu verschaffen.

Casares Quiroga soll hier nicht entschuldigt werden. Es sei nur festgestellt, daß die Ermordung Calvo Sotelos, d.h. das Schlagen jenes Funkens, an dem sich der Spanische Bürgerkrieg entzündete, nicht seine Absicht sein konnte. Die schändliche Bluttat hatte ihre Vorgeschichte. Ein Leutnant der „Asaltos", José Castillos, auf dessen Konto u. a. die Erschießung eines führenden Falangisten, des Marquis von Heredia, eines Vetters Don José Antonios, stand, war von dessen Rächern mehrfach mit dem Tode bedroht worden. Am 12. Juli 1936 machten sie ihre Drohung wahr. Er wurde auf einer Straße mitten im Zentrum Madrids über den Haufen geschossen. Die Täter entkamen. Sie hatten eine verhängnisvolle Eskalation der

Gewalt in Gang gesetzt. Die „Asaltos" hätten am liebsten sofort ein Blutbad unter den Regimegegnern angerichtet.
Besonnene, unter ihnen der Ministerpräsident selbst, versuchten noch am gleichen Abend, die Leidenschaften zu beruhigen. Aber Casares konnte sich trotzdem der Forderung nicht verschließen, daß etwas Drastisches unternommen, ein Exempel statuiert werden müsse. Ihm wurde vorgeschlagen, sich der wichtigsten Oppositionsführer, des Christdemokraten Gii Robles und des Monarchisten Calvo Sotelo, zu bemächtigen, um mit ihnen - wie mit dem unter fadenscheinigen Gründen bereits in Alicante eingesperrten Falange-Führer Primo de Rivera - ein Pfand für das politische Wohlverhalten ihrer Gefolgschaft zu besitzen. Das war eindeutig ungesetzlich, da beide Politiker - im Gegensatz zu Don José Antonio, der seinen Sitz in den Cortes bei den letzten Wahlen verloren hatte - dem Parlament angehörten und also unter Immunitätsschutz standen. Casares Quiroga gab trotzdem, um Schlimmeres zu verhüten, sein Einverständnis.
Noch in der gleichen Nacht machten sich zwei Greifkommandos der „Asaltos" von ihrer Pontejos-Kaserne in Madrid auf den Weg. Das eine haben wir bei seiner Untat verfolgt. Das andere, das Gii Robles suchen sollte, stieß auf ein leeres Nest. Der katholische Politiker hatte es vorgezogen, zum Wochenende die heiße Hauptstadt mit den lauen Düften des Atlantiks im französischen Modebad Biarritz zu vertauschen. Er kehrte auf die erste Nachricht von den Vorgängen in Madrid dorthin zurück und hielt in den Cortes die Totenrede auf den ermordeten Kollegen, dessen Schicksal auch ihm zugedacht gewesen und dem er nur wie durch ein Wunder entgangen war.
Es war seine und überhaupt die letzte Rede, die hier für lange gehalten wurde. In Zukunft sprachen die Waffen. Gii Robles schleuderte die heftigsten Anklagen gegen die Regierung der Republik. Sie habe das Recht durch Gewalt ersetzt und die Demokratie zur Farce gemacht. Er nannte sie ein Regime von „Blut, Schmutz und Schande". Gii Robles gehörte der Verschwörung nicht an, aber er dokumentierte mit dieser mutigen Rede ihre Berechtigung. Er gab eine neue Liste der Gewalttätigkeiten bekannt. Seit seiner letzten Aufzählung am gleichen Ort vor knapp einem Monat hatten sich im „demokratischen" Spanien zehn Kirchenschändungen und 61 politische Morde zugetragen. Er deutete mit dem Zeigefinger auf die Schuldigen: die Regierung der Republik. Dann fuhr er zurück nach Biarritz und - als der Krieg ausgebrochen war - weiter ins portugiesische Exil. Er ist in der Politik seines Landes nie wieder hervorgetreten.
Die Schreibtischtäter hatte Gii Robles öffentlich angeklagt. Der materiellen Vollzieher des Mordes an Calvo Sotelo wurde man nie habhaft. Condés, Cuenca und alle Mitglieder des Kommandos tauchten in den Wellen der revolutionären Massen unter, die sie selbst aufgepeitscht hatten. Um den Schein des Rechtsstaates zu wahren, wurden wenigstens Haftbefehle gegen sie erlassen. Den Führer des erfolglosen Unternehmens (gegen Gii Robles), Hauptmann Moreno, und einige seiner „Asaltos" erwischte man sogar - und ließ sie bald wieder laufen. Er und Condés sollten später bei der Verteidigung Madrids im Guardarrama-Gebirge gefallen sein. Der Pistolero Cuenca blieb verschwunden, ohne eine Spur zu hinterlassen.

Condés, der schon an dem von der Republik blutig niedergeschlagenen Anarchisten-Aufstand von 1934 in Asturien beteiligt gewesen, zu einer langen Freiheitsstrafe verurteilt, amnestiert, freigelassen und von der Regierung zu besonderer Verwendung in Dienst gestellt worden war, gehörte trotz seines militärähnlichen Ranges als aktives Mitglied der sozialistisch-kommunistischen Jugendorganisation an, die damals schon die Rolle einer Avantgarde der proletarischen Revolution innerhalb der Republik übernommen hatte. Es gibt keine Beweise dafür, aber die Logik und alle Indizien lassen zu der Schlußfolgerung gelangen, daß er die Ermordung Calvo Sotelos im Auftrag der kommunistischen Zentrale mit dem bewußten Ziel durchführte, auf diese Weise dem Militärputsch, von dem in allen Caféhausern Madrids gesprochen wurde, zuvorzukommen. An diesem 12. Juli 1936, als Ministerpräsident Casares Quiroga sich von seinen „Asaltos" den Einsatzbefehl für ihr folgenschweres Unternehmen abnötigen ließ, waren die Würfel gefallen, noch ehe die nationalen Verschwörer in Aktion traten oder überhaupt das Datum für ihren Putsch festgesetzt hatten.

Café... café

An diesem 12. Juli 1936 gingen in Spanisch-Marokko die Sommer-Manöver zu Ende. Seit dieser winzige Nordzipfel Marrokos (mit 20.000 qkm kaum größer als das deutsche Bundesland Rheinland-Pfalz) 1860 nach einem siegreichen Krieg zum spanischen Protektorat erklärt worden war, hing Spanien stets mit besonderer Liebe und Zähigkeit an diesem Fleckchen felsiger, unfruchtbarer, wenn auch mineralreicher Erde Afrikas. Das hatte nicht nur historische und militärisch-politische Gründe. Diese letzte Erinnerung an einstige imperiale Größe war mit der Kontrolle über wenigstens ein Ufer der Straße von Gibraltar eine Art Ersatz für den Verlust des die Meerenge beherrschenden Felsens an England. Aber diese Erde war Spanien auch deswegen kostbar, weil hier so viel spanisches Blut geflossen war. In den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts mußten sich hier Generationen spanischer Soldaten bewähren. Die Elite des Heeres bildete sich in Marokko heran. Es war kein Zufall, daß in kritischen Augenblicken wie dem Asturien-Aufstand von 1934 auch die Republik auf die afrikanischen Einheiten des Heeres - „Reguläres" und Fremdenlegion - zurückgriff. Sie standen im Ruf besonderer Härte und Tüchtigkeit. Sie standen 1936 auf nationaler Seite, ja sie waren die Speerspitze der nationalen Erhebung.

Der Abschluß der Heeresmanöver in Marokko wurde am 12. Juli 1936 mit der Feierlichkeit und dem Aufwand begangen, die diesem bedeutendsten Ereignis im Jahresablauf dieser wichtigsten Institution des Protektorats zukam. Im Anschluß an die große Parade fand sich das Offizierskorps zum traditionellen Festessen zusammen. An der Spitze der Tafel saßen die Befehlshaber der Afrika-Armee, General Agustín Gómez Morato, der Kommandant der Ostzone Marrokos, General Quintero Romerales, und der Hochkommissar Arturo Alvarez Buylla. Die Vorgänge auf dem Festland waren auch in diesem entlegenen Winkel deutlich wahr-

nehmbar. Es herrschte eine knisternde Spannung wie kurz vor dem Ausbruch eines Gewitters, dessen sich zusammenballende Wolke man in der Ferne beobachten konnte. Die Herren am Kopfende der Tafel waren treue Diener der Republik, von denen keiner sich an einer nationalen Verschwörung beteiligt hätte, selbst wenn er dazu aufgefordert worden wäre. Am unbeliebtesten, ja geradezu verhaßt bei den jüngeren Offizieren war der General Gómez, weil er die von Präsident Azaña erhaltene Weisung, „unzuverlässige" Offiziere auf wichtigen Kommandoposten durch absolut republiktreue zu ersetzen, übereifrig erfüllte. Sein Tischnachbar, General Romerales, wurde weniger ernst genommen. Er galt als der dickste und einfältigste unter allen 200 Generälen der spanischen Armee. Ziel des Spottes am unteren Ende der Tafel war auch Hochkommissar Alvarez, ein Herr gesetzten Alters, der in seiner prall sitzenden Hauptmannsuniform reichlich grotesk wirkte. Er hatte sie zu diesem feierlichen Anlaß aus dem Schrank geholt, nachdem er vor mehr als 20 Jahren in seiner militärischen Laufbahn an der berühmten Majorsecke gescheitert war.
Weiter unten an der Tafel saß der Oberst Juan de Yagüe Blanco (1891-1952), der schneidige Kommandeur der Fremdenlegion und Verbindungsmann der Verschwörer zur Falange, mit der er sich weltanschaulich identifizierte. Er sollte die nationale Erhebung von Marokko aus einleiten, in den Schlachten des Bürgerkrieges eine entscheidende Rolle spielen, Luftfahrtminister der Nationalregierung werden und schließlich, zum General befördert, als Hochkommissar nach Marokko zurückkehren. Je weiter es die Tafel herunterging, um so angeregter wurde die Stimmung. Fast all diese braungebrannten, drahtigen Offiziere waren in der Verschwörung. Sie machten unter sich kaum ein Hehl daraus. Ihr Erkennungswort war CAFÉ. Das waren die Anfangsbuchstaben des Rufes: „Camaradasü Arriba Falange Española" (Kameraden, hoch die spanische Falange!). Erst flüsterten sie sich das Wort zu. Aber je höher die Stimmung stieg und je häufiger die Ordonnanzen zwischen den verschiedenen Gängen die Weingläser nachfüllen, um so lauter erklang es „Café, Café, Café". Hochkommissar Alvarez wunderte sich: Was wollten die jungen Leute eigentlich? Café, Café? Sie waren doch noch nicht einmal bei der Nachspeise. Er sollte bald merken, was sie wollten. Am Abend dieses für die Afrika-Armee denkwürdigen Tages schickten die Generäle Gómez und Romerales ein ebenso denkwürdiges Telegramm an das Kriegsministerium in Madrid: „Afrika-Armee alles in Ordnung".

Francos schneller Drache

An diesem gleichen 12. Juli 1936 landete ein geheimnisvolles Flugzeug in Lissabon. Es hatte einen französischen Namen „Dragon Rapide", kam aus England und war von einem spanischen Journalisten, Luis Bolin, dem Londoner Korrespondenten der monarchistischen Tageszeitung „ABC", gechartert worden. Sein Pilot, der Engländer Bebb, veröffentlichte ein paar Monate später im „News Chro-

nicle" (London, 7.11.1936) einen Bericht über diesen seinen abenteuerlichen Flug. Außer Bolin begleiteten ihn dabei ein ehemaliger englischer Major, Hugh Pollard, und dessen zwei ebenso blonde wie attraktive Töchter. Das Flugzeug war dazu bestimmt, General Franco von den Kanarischen Inseln nach Nordafrika zu bringen, von wo aus dieser die nationale Erhebung in Gang setzen sollte.
Den Auftrag dazu hatte Francos Vertrauter, der Luftwaffenoberst Alfredo Kindelän, über den Besitzer der Zeitung „ABC", den Marquis Torcuato Luca de Tena y Alvarez Osorio, gegeben. In England war der katholische Verleger Douglas Jerrold als Mittelsmann eingeschaltet. Und dieser wiederum hatte der Expedition, als sie von Croydon aus startete, den mysteriösen Major Pollard und seine reizvollen Töchter beigegeben. Zur Tarnung, wie er behauptete. Aber er mußte zugeben, daß dieser Major einige „Revolutions-Erfahrung" hatte. Und die britische Regierung bzw. ihr Geheimdienst sollte wirklich keine Ahnung von diesem geheimnisvollen Flug gehabt haben? Konnte es ihr gleichgültig sein, ob Spanien - was beim damaligen Stand der Dinge zumindest als Möglichkeit in Erwägung gezogen werden mußte - unter kommunistische, d. h. Beherrschung des Kreml geriete? Ein solches Spanien hätte wohl kaum die Fortdauer der englischen Besatzung Gibraltars hingenommen. Der Felsen durfte weder unter deutsche - wie wir gesehen haben - noch russische Kontrolle geraten. War Franco der Mann, der Gibraltar für England retten konnte? Er tat es - in innigster Zusammenarbeit mit Englands „Master Spy" Canaris - wie man heute weiß. Aber war er vielleicht von vornherein dafür ausersehen?
In Lissabon führte Bolin Besprechungen mit Revolutionsführer General Sanjurjo. Wir kennen ihr Ergebnis nicht, aber wir wissen, welch geringe Meinung dieser von dem „kleinen Franco", „Franquito", wie er ihn nannte, hatte, der in seine Pläne damals nicht (und auf keinen Fall an führender Stelle) eingebaut war. Was tat der nun zur Tarnung mitgenommene Major Pollard inzwischen? Auch darüber ist nichts bekannt. Fest steht nur, daß Sanjurjo acht Tage später nicht mehr unter den Lebenden weilte und daher auch „dem kleinen Franco" bei seiner Aufgabe, das Vaterland (oder Gibraltar für England?) zu retten, nicht mehr im Wege stehen konnte.

17. Juli 1936, 17 Uhr

Als der „Dragon Rapide" am 15. Juli in Richtung Las Palmas weiterflog, hatte General Mola in Pamplona bereits Datum und Uhrzeit für die Erhebung festgesetzt: Freitag, 17. Juli, 17 Uhr. Zu diesem Zeitpunkt sollte sie in Marokko beginnen, der Mann aber, der sie angeblich von Tetuan aus führen sollte, Francisco Franco, saß seelenruhig auf Teneriffa. Dabei stand das für ihn bestimmte Flugzeug keine 50 Kilometer entfernt startbereit in Las Palmas, wo Pilot Bebb alle Mühe hatte, den örtlichen spanischen Behörden zu erklären, was er eigentlich dort wollte, und gewärtigen mußte, daß er zum Weiterflug genötigt oder seine Maschine gar beschlagnahmt wurde.

Inzwischen war nämlich das unmittelbare Bevorstehen des Putsches kein Geheimnis mehr. Am 16. Juli fanden Massenverhaftungen von Falangisten in Barcelona statt. In Cádiz wurde der örtliche Putschführer General Várela festgenommen und eingesperrt. Mola wurde zum Kommandeur der 6. Division Burgos, dem republikanischen General Domingo Batet Mestre, befohlen. Er ahnte nichts Gutes und ließ sich von Offizieren begleiten, die Handgranaten abzugbereit in den Hosentaschen trugen. Aber Batet wollte ihm nur einen „kameradschaftlichen" Rat geben. Er habe erfahren, es sei ein Kommando unterwegs, um ihn, Mola, umzubringen. Er sollte am besten unauffällig verschwinden. Als Mola ihm versicherte, er würde bestimmt auf seinem Posten bleiben und sich und sein Leben schon zu verteidigen wissen, verlangte Batet von ihm eine ehrenwörtliche Erklärung, daß er sich an keinem Putsch beteiligen werde. Er erhielt die klassische Antwort: „Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich mich auf kein Abenteuer einlassen werde." Er hielt sein Wort. Denn für ihn war die nationale Erhebung kein Abenteuer. Sie wurde es erst, als statt seiner der „Generalissimus" ihre Zügel in die Hand nahm. Der hatte es einstweilen nicht eilig. Da passierte wiederum etwas höchst Merwürdiges, das verdächtig nach bestellter Arbeit eines erfahrenen und höchst geschickten Geheimdienstes roch. Der Militärgouverneur von Las Palmas, wo der „Dragon Rapide" von Tag zu Tag ungeduldiger auf Franco wartete, kam bei einem „Unfall" auf dem Schießstand ums Leben. Ein solcher Tod eines Generals war und ist bis heute etwas absolut Einzigartiges. Für Franco war es der Anlaß, sofort das Kriegsministerium in Madrid - 24 Stunden vor der Erhebung - anzurufen und sich vom Unterstaatssekretär die Genehmigung erteilen zu lassen, seinen Standort Teneriffa zu verlassen, um an der Beerdigung des verunglückten Kameraden in Las Palmas teilzunehmen. Er erhielt sie. Franco nahm seine Frau und Tochter und alles, was ein Putschgeneral sonst noch dringend braucht, mit nach Las Palmas.

In der ersten Morgenstunde des 17. Juli verließen sie mit dem regulären Verkehrsboot Teneriffa. Aber noch immer hatte Franco es nicht eilig. In aller Ruhe wohnte er den Begräbnis-Feierlichkeiten bei. Und während der gleichfalls auf die Kanarischen Inseln in eine Art Verbannung geschickte General Luis Orgaz y Yoldi (1881-1946) das Kommando des soeben Beerdigten übernahm (natürlich ohne von Madrid dazu ernannt worden zu sein) und damit die gesamte Inselgruppe ohne Widerstand oder gar Blutvergießen in seine Hand bekam, entwarf Franco ein „revolutionäres Manifest" voller patriotischer Worte, mit dem er persönlich den ihm zugedachten Teil der Führung der nationalen Erhebung in Spanisch-Marokko übernahm. Es wurde noch am gleichen Tag über Rundfunk ausgestrahlt, allerdings nur über die Sender der Kanarischen Inseln und des Protektorates, die sich bereits im Besitz der Rebellen befanden.

Sodann bezog er, während seine ersten Kameraden in Marokko in teils heftigen Kämpfen fielen, auf Las Palmas Nachtquartier, um erst am nächsten Morgen den „Dragon Rapide" zu besteigen, der ihn in bequemem Direktflug noch an diesem 18. Juli nach Tetuan hätte bringen können. Dort war inzwischen viel Blut geflossen. Besonders der Flugplatz von Tetuan, San Ramiel, wurde von republiktreuen Kräften hartnäckig verteidigt. An ihrer Spitze stand der Major Lapuente y Baha-

monde, ein Vetter Francos. Erst als dieser sich ergeben hatte (und erschossen worden war), setzte Franco, der seine Reise mit Zwischenlandungen in Agadir und Casablanca so lange verzögert hatte, den Weiterflug mit dem „Dragon Rapide" fort. Am 19. Juli traf er endlich in Tetuan ein.

Unvorhergesehener Anfang

Zu diesem Zeitpunkt befand sich die Stadt samt Flugplatz wie auch das gesamte Protektorat fest in der Hand der nationalen Rebellen. Der Aufstand hatte unvorhergesehen und vorzeitig in Melilla im östlichen Zipfel des Protektorates begonnen. Hier herrschte der dicke General Romerales, der noch am Abend zuvor - wie nach dem denkwürdigen CAFE-Bankett - eine seiner beruhigenden Meldungen nach Madrid gegeben hatte. Auf einem Rundgang durch die Stadt war er wie üblich auch in der „Casa del Pueblo" (Volkshaus) gewesen, um dort, volkstümlich wie er nun einmal war, mit den marxistischen Funktionären ein paar kameradschaftliche Worte zu wechseln. Er stellte eine gewisse Nervosität fest. Die Vorgänge auf dem Festland wurden diskutiert - in Madrid war es bei der Beerdigung Calvo Sotelos zu Zusammenstößen gekommen, die vier Menschenleben forderten - und die faschistischen Ruhestörer verwünscht. „No pasarán" (Sie werden nicht durchkommen), rief man dem jovialen General zu. Er war derselben Meinung, klopfte einem der besorgten Funktionäre auf die Schulter und sagte: „Ich sehe, die Massen sind auf der Hut." Als er seinen Funkspruch nach Madrid abgesetzt hatte, legte er sich zu Bett und schlief so ruhig wie Franco in Las Palmas.

Daß bei ihm der Aufstand begonnen hatte, erfuhr Romerales am nächsten Tag, Freitag, dem 17. Juli 1936 - aus Madrid. Der ihm die beunruhigende Mitteilung machte, war kein geringerer als Ministerpräsident Casares Quiroga. Er war über die Partei „Unión Republicana" alarmiert worden, deren örtlicher Funktionär in Melilla seinerseits von einem Verräter unter den zivilen Mitverschwörern der Rebellenoffiziere zuverlässige Informationen über ein unmittelbares Bevorstehen der Revolte erhalten hatte. Die Informationen trafen zu. An diesem Vormittag hatten sich die Rebellen unter der Führung der Obersten Seguí Almuzara und Gazapo Valdés im Kartenraum des Kommandos versammelt, um wie bei jeder militärischen Operation detaillierte Befehle und Kennworte entgegenzunehmen, Zweifelsfragen zu klären und die Uhren zu vergleichen. Danach sollten Waffen und scharfe Munition an die beteiligten Einheiten ausgegeben werden. Auch die zivilen Mitverschwörer wurden über das Notwendigste unterrichtet und eingewiesen. Einer von ihnen hielt nicht dicht.

Romerales bekam von Casares Quiroga den Befehl, die Revolte im Keim zu ersticken und die Rädelsführer zu verhaften. Er beauftragte damit einen Leutnant, dessen Truppe durch in der Stadt verfügbare Polizei verstärkt wurde. Sie umstellten das Gebäude, in dem sich die Verschwörer nach dem Mittagessen wieder zusammengefunden hatten. Der bedauernswerte kleine Leutnant war wahrscheinlich

nicht zu beneiden, als er jetzt dem Oberst Gazapo gegenübertrat. „Nun, Leutnant, was gibt's?", fragte dieser ihn freundlich und hörte sich gelassen den von Romerales gegebenen Befehl an, den der Leutnant auszuführen sich anschicken wollte. Der Oberst war beinahe kameradschaftlich: „Wir rufen den General mal an." Gesagt, getan. Romerales machte zwar Ausflüchte, blieb aber grundsätzlich bei seinem Befehl. Als nächstes rief der Oberst eine nahe Einheit der Fremdenlegion an und erhielt von dieser das Versprechen, ihm sofort zu Hilfe zu kommen. Was blieb dem armen Leutnant anders übrig, als mit seinen paar Soldaten und Polizisten unverrichteter Dinge wieder abzuziehen? Die Fremdenlegion war dafür bekannt, daß sie kurzen Prozeß zu machen pflegte.

Während Romerales in seinem Dienstraum, den er seit dem beunruhigenden Anruf aus Madrid nicht mehr verlassen hatte, sehnsüchtig auf den ausgeschickten Leutnant und seine Vollzugsmeldung wartete, tat sich die Tür auf, und es erschien nicht dieser, sondern der Oberst Seguí, die Pistole in der Hand: „Ergeben Sie sich!" Romerales leistete keinen Widerstand und wurde abgeführt. Er überlebte diesen Tag nicht. Zusammen mit anderen Offizieren, die sich der Bewegung nicht anschlossen, Funktionären der marxistischen Parteien und Gewerkschaften und anderen, die eine Gegenwehr wenigstens versuchten, wurde er erschossen, nachdem der Belagerungszustand verhängt, die öffentlichen Gebäude besetzt, Nachrichtenmaterial und Versorgungseinrichtungen gesichert worden waren. Zu Schießereien kam es nur am „Volkshaus" und in einigen Arbeitervierteln. Das alles ging blitzschnell. Innerhalb von wenigen Stunden war Melilla im Besitz der Rebellen.

Ein glücklicher Zufall ließ den Befehlshaber der Afrika-Armee, General Gómez, in die Hände der Aufständischen fallen. Ministerpräsident Casares Quiroga war mit seinem Versuch, die Revolte in Marokko per Telefon niederzuschlagen, nicht ganz unschuldig daran. Er hatte in Madrid die Vollzugsmeldung des Generals Romerales so ungeduldig erwartet wie dieser in Melilla diejenige seines Leutnants. Als sie nicht kam, hängte er sich selbst ans Telefon. Romerales erreichte er verständlicherweise nicht. Aber auch mit Gómez, der sich als Befehlshaber der Afrika-Armee eigentlich in der Protektoratshauptstadt Tetuan hätte aufhalten müssen, konnte er zunächst keine Verbindung bekommen. Er stöberte ihn schließlich in Larache, einem Städtchen am äußersten Westende des Protektorats, auf - und zwar im Spielkasino. Gómez hatte seinen Wochenendanfang schon auf Freitag verlegt, um sich im Casino von Larache einer seiner Lieblingsbeschäftigungen hinzugeben. Als er sich endlich am anderen Ende des Drahtes meldete, fuhr ihn der Regierungschef ziemlich ungnädig an: „Was ist in Melilla los, General?"- „In Melilla? Nichts. Warum?" Den klassischen Dialog verdanken wir dem nationalen Zeitgeschichtler Manuel Aznar. Die Aufklärung von allerhöchster Stelle mag noch ungnädiger als die erste Frage ausgefallen sein.

Casares Quiroga machte seinem Musterexemplar von General jedenfalls Beine. Dieser ließ Karten und Einsatz auf dem Spieltisch in Larache liegen und flog mit dem nächst greifbaren Flugzeug über das sich bis zu 2400 Meter erhebende Rif quer durch das Protektorat nach Melilla. Als er tatendurstig das Flugzeug verließ, nahm ihn ein junger Rebellenoffizier, der kurz zuvor den Flugplatz besetzt hatte,

in Empfang und in Haft. Damit war der Putsch in ganz Marokko gelungen. Oberst Segui unterrichtete die mitverschworenen Oberste Säenz de Buruaga und Yagüe in Tetuan und Ceuta entsprechend. Yagüe seinerseits gab an die Zentrale das für einen Erfolg in Marokko vereinbarte Stichwort durch: „Sin novedad" (Nichts Neues).

Der Brand greift auf Spanien über

Heftige Kämpfe, bei denen zwei aufständische Offiziere fielen, hatte es nur in Larache gegeben, nachdem General Gömez die Stadt verlassen hatte. Ceuta (das ebenso wie Melilla zum Mutterland gehört und eine spanische Enklave im Protektorat bildet, obwohl König Hassan II. heute auch diese beiden Städte beansprucht) fiel Yagües Fremdenlegionären kampflos in die Hand. Auch in der Hauptstadt Tetuan stießen die Rebellen auf bemerkenswert wenig Widerstand. Bloß um den von Francos Vetter Lapuente y Bahamonde verteidigten Flugplatz mußte hart gekämpft werden. Das übrige vollzog sich nach klassischer Putschmanier, wobei auch wieder das Telefon eine entscheidende Rolle spielte. Säenz de Buruaga, einer der drei Oberste, die hier den Aufstand anführten (neben Carlos Asensio Cabanillas und Juan Beigbeder Atienza), rief den Hochkommissar Alvarez Buylla an. Er muß sich dabei an das Paradebankett vom vergangenen Sonntag erinnert haben, bei dem Alvarez, in seiner Hauptmannsuniform wie die Wurst in der Pelle sitzend, einen so lächerlichen Eindruck machte, daß er Gegenstand nicht enden wollender Witzeleien der jüngeren (aber ranghöheren) Offiziere wurde. Denn er redete ihn weder mit Exzellenz an (worauf er Anspruch gehabt hätte) noch als Hochkommissar (Alto Comisario), sondern mit seinem militärischen Dienstgrad: „Treten Sie zurück, Hauptmann!" Das war ein dienstlicher Befehl.
Alvarez führte ihn nicht aus, sondern rief zunächst in Madrid beim Ministerpräsidenten an, dessen Telefon an diesem Freitag abend von Marokko aus belagert wurde wie hier die Regierungsgebäude von den Aufständischen. „Halten Sie aus, halten Sie aus!" war die Antwort Casares Quirogas, der versprach, Luft- und Seestreitkräfte zu Hilfe zu schicken. Tatsächlich war der Zerstörer „Churruca" bereits am Vortag vorsorglich von Cartagena nach Algeciras in Marsch gesetzt worden, um sich in unmittelbarer Nähe des mit Recht vermuteten Aufstandzentrums in Nordafrika zu befinden. Er lief am Sonnabend Ceuta an, das Yagüe bereits genommen hatte. Sein Kommandant stellte sich den Aufständischen zur Verfügung und brachte am Sonntag 200 „Moros" (marokkanische Soldaten der „Reguläres") nach Cadiz. Es war die erste (und einstweilen letzte) Einheit der Afrika-Armee, die mit eigenen Mitteln von den Rebellen aufs Festland geworfen werden konnte, um in die auch dort inzwischen entbrannten Kämpfe einzugreifen.
Die Alvarez versprochene Hilfe der Marine kam also zu spät (die späteren Beschießungen Ceutas und Melillas von See aus blieben militärisch ebenso wirkungs- und bedeutungslos wie einige von republikanischen Flugzeugen abgewor-

fene Bomben). Aber sein militärischer Ehrgeiz war, vielleicht gerade durch die verächtliche Anrede als „Hauptmann", geweckt. Er scharte die wenigen Republiktreuen um sich und forderte sie auf, bis zum letzten auszuhalten. Sein Versprechen, daß Hilfe schon im Anmarsch sei, konnte wenig gegen den Eindruck ausrichten, den die Anwesenden erhielten, wenn sie durch die Fenster des Hochkommissariates blickten: Die 5. „Bandera" (selbständige Kampfeinheit mit einer Sollstärke von 600 Mann) der Fremdenlegion ging kriegsmäßig in Stellung. Während Asensio den Rest der Stadt ohne Schwierigkeiten und schließlich auch den Flugplatz in Besitz nahm und Beigbeder mit dem Kalifen (dem Statthalter des Sultans im Protektorat, der keine wirkliche Macht, wohl aber moralischen Einfluß auf den mohammedanischen Bevölkerungsteil - etwa 90% - besaß) erfolgreich verhandelte, sah „Hauptmann" Alvarez die Sinnlosigkeit weiteren Widerstandes ein und übergab sein Amt an Sáenz, wie von diesem von vornherein befohlen.

Am Morgen des 18. Juli war jeder republikanische Widerstand in Marokko erloschen. Casares Quiroga nahm immer noch an, die Revolte sei ausschließlich auf das Protektorat beschränkt, während sie in Wirklichkeit jetzt erst richtig auch auf dem Festland begann. Er widerstand daher auch an diesem Tag noch dem immer stärker werdenden Druck der extremen Linken, die Arsenale für deren Massenorganisationen zu öffnen, und versuchte durch eine erste amtliche Bekanntgabe der Vorgänge in Marokko die öffentliche Meinung (vergeblich) zu beruhigen. Radio Madrid erklärte, in Marokko habe „ein sinnloser Putsch" stattgefunden, der schnellstens niedergeschlagen würde. „Auf dem spanischen Festland", hieß es weiter, „hat niemand, absolut niemand daran teilgenommen." Am gleichen Abend um 19.20 Uhr hörte man es von der gleichen Rundfunkstation schon etwas anders: Die Revolte sei „überall, auch in Sevilla, niedergeschlagen". Auch das stimmte natürlich nicht, denn an diesem Abend hielt General Queipo de Llano bereits von Sevilla aus die erste seiner berühmt gewordenen Rundfunkansprachen, wenn er auch in diesem Augenblick von der Stadt noch nicht viel mehr als den Sender und den Flugplatz unter Kontrolle hatte.

Am nächsten Morgen schließlich, dem 19. Juli, mußte der amtliche republikanische Rundfunk (Radio Unión) einen „verbrecherischen Anschlag auf die Republik" zugeben, der jedoch habe vereitelt werden können. Ein Teil der spanischen Truppen in Marokko habe sich erhoben. In Spanien selbst stehe die Truppe loyal zur legitimen Regierung. Diese, so wurde versprochen, werde alles tun, „um mit unbeugsamer Energie eine ebenso schmachvolle wie sinnlose Bewegung zum Scheitern zu bringen". Die Bekanntmachung schloß: „Die Regierung der Republik beherrscht die Lage und wird in Kürze der Öffentlichkeit die vollständige Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung mitteilen."

Als diese Verlautbarung ausgestrahlt wurde, hatten sich die nationalen Verschwörer in allen Garnisonen des Landes (mit unterschiedlichem Erfolg) erhoben, kontrollierten bereits weite zusammenhängende Gebiete (wenn auch keine der wichtigsten Großstädte), hatten Marokko total und sicher in ihrer Hand und schickten sich an, von hier aus ganz Spanien von dem blutigen Terror und dem politischen Wirrwarr zu befreien, die das Ende der Republik kennzeichneten. Casares

Quiroga war zu diesem Zeitpunkt bereits zurückgetreten, nachdem er noch wenige Stunden zuvor angedroht hatte, er werde jeden erschießen lassen, der Waffen an Unbefügte ausgäbe. Und Franco, der bisher für die Erhebung nicht mehr als eine flammende Proklamation erlassen hatte, harrte seit dem Sonntagmorgen (an dem er die Messe zu besuchen nicht unterlassen hatte) in Tetuan der Dinge, die da kommen sollten.

„Leichen feierlich über Bord werfen!"

Drei Tage später, am Mittwoch, 22. Juli, war der „Caudillo" schon wieder bei einer Messe zu sehen. Er hatte sich von Tetuan, wo es für ihn nichts mehr zu tun gab, als die (spärlichen) Erfolgsmeldungen der auf dem Festland kämpfenden Kameraden abzuwarten, ins nahe Ceuta begeben, um dort der Verladung von ein paar Dutzend Infanteristen auf ein Fischereiboot beizuwohnen, mit dem sie über die Straße von Gibraltar auf Festland gebracht werden sollten, wie das Yagüe schon mit seinen 200 „Moros" (wörtlich: Mohren) auf dem Zerstörer „Churruca" gelungen war. Aber jetzt stand den Nationalen weder dieser Zerstörer noch irgend ein anderes Kriegsschiff mehr zur Verfügung. Denn inzwischen hatte sich die Tragödie der spanischen Kriegsmarine abgespielt. Sie begann an Bord des Zerstörers „Sánchez Barcáiztegui", der zusammen mit den Zerstörern „Lepanto" und „Almirante Valdés" am 18. Juli von Cartagena nach Melilla beordert worden war, um mit ihren Besatzungen die Revolte dort niederzuschlagen. Sie hatten den Auftrag, die Stadt rücksichtslos zu beschießen.

Unterwegs hörten die Offiziere von marokkanischen Sendern Francos Proklamation. Sie beschlossen, sich mit ihren Schiffen der nationalen Erhebung anzuschließen. Der Kommandant der „Sánchez Barcáiztegui" hielt es für richtig, diesen seinen Entschluß der angetretenen Besatzung mit einer knappen Ansprache mitzuteilen. Sie wurde mit eisigem Schweigen aufgenommen. Dann stürzten sich einige und bald alles auf ihn und die anderen Offiziere, die überwältigt und eingesperrt wurden. Ein Soldatenrat übernahm das Kommando und setzte die rote Flagge. Ahnliches wiederholte sich auch auf den anderen Zerstörern. Die gefangenen Offiziere wurden, soweit sie mit dem Leben davongekommen waren, in den Heimathäfen den republikanischen Behörden übergeben. Am nächsten Tag wurde von der nach Casares Quirogas Rücktritt energischer vorgehenden Regierung praktisch die gesamte spanische Flotte zur Straße von Gibraltar in Marsch gesetzt. Von El Ferrol liefen die Kreuzer „Libertad" und „Cervantes" aus, von Vigo das einzige manövrierfähige Schlachtschiff,Jaime Primero". Das Oberkommando in Madrid war sich der Kommandanten und ihrer Offiziere nicht ganz sicher. Es richtete daher direkt an die Besatzungen Aufrufe zu „revolutionärer Wachsamkeit". Das wurde offenbar falsch aufgefaßt, denn auf sämtlichen auf hoher See befindlichen Einheiten meuterten die Matrosen. Sie konnten überall ihre Vorgesetzten überwältigen. Auf dem Schlachtschiff „Jaime Primero" mußten sie erbittert kämpfen, bis keiner der Offiziere mehr am Leben

war. Dann fragte der Soldatenrat in Madrid an, was mit den Leichen geschehen solle. Die Antwort kam prompt: „Feierlich über Bord werfen." Der nationale Kriegshistoriker Lojendi ist der Ansicht, daß 98% der zu dieser Zeit eingesetzten spanischen Marineoffiziere auf diese Weise starben. Die von den Matrosen an Land abgelieferten Gefangenen wurden alle erschossen. Das waren Hiobsbotschaften für Franco, der sich so jeder Möglichkeit beraubt sah, seine siegreiche und einsatzfreudige Afrika-Armee aufs Festland zu bringen, um dort den entscheidenden Schlag gegen die Republik zu fuhren. Am Abend des 19. Juli hatte das Kanonenboot „Dato" noch eine letzte kleine Einheit von „Moros" nach Cádiz gebracht. Dann war es aus. An eigenen Flugzeugen für einen eventuellen Lufttransport standen nur drei alte, klapprige Breguet zur Verfügung, deren Ladekapazität und Flugeigenschaften bei der starken Abwehr von Land und See aus vollkommen unzureichend waren. Für drei Fokker der British Airway Ltd., die man für diesen Zweck ganz einfach gekapert hatte, galt das gleiche. Die Straße von Gibraltar war für die Rebellen unüberbrückbar.

Hilfe aus dem Ausland?

War diese Situation schon deprimierend genug, so lasteten noch andere Sorgen auf dem Gemüt des kleinen Generals. Natürlich hatte er in seiner Not daran gedacht, sich Hilfe im Ausland zu besorgen. In Frankreich bestand nach den ersten von dort bekannt gewordenen Reaktionen auf den Putsch wenig Aussicht auf Erfolg eines Hilfegesuches. In Italien oder Deutschland? Oberst Beigbeder, mit dem er die Angelegenheit besprach, hatte doch als ehemaliger Militärattache in Berlin dort die besten Beziehungen. Der Oberst machte ein saures Gesicht. „Er kannte Deutschland genau", schreibt Garriga, „und hatte keine Sympathien für den Nationalsozialismus." Also Italien? Es mußte versucht werden. Noch hatte Franco ja mit dem „Dragon Rapide", der voll aufgetankt auf dem Flugplatz von Tetuan stand, eine schnelle und sichere Verbindung zur Außenwelt, von der er auf See von der roten Marine vollkommen abgeriegelt war. Sollte man den „Schnellen Drachen" nach Italien fliegen lassen? Damit würde man sich allerdings dieser allerletzten Direktverbindung nach draußen berauben. Das war um so bedenklicher, als inzwischen auch die Telefonverbindung mit Spanien abgeschnitten worden war. Und wenn hier in Marokko etwas schief ginge? Dann müßte man eben kämpfend untergehen. Furcht kannte Franco nicht.

Er hatte in seinem langen Soldatenleben, gerade hier auf marokkanischer Erde, oft genug vor ähnlichen Situationen gestanden. Sei's drum! Er führte nach guter Soldatenmanier den einmal gefaßten Entschluß sofort durch. Es war Montag, der 20. Juli 1936. Bolin, sein Pressechef, und der englische Pilot Bebb wurden alarmiert. Sie bekamen den Auftrag, sofort zu starten. Erste Station sollte Biarritz sein, wo sich Bolins ziviler Chef, Zeitungsherausgeber Luca de Tena (ABC), befand. Mit diesem

zusammen sofortiger Weiterflug nach Rom. Mussolini sollte helfen. „Mit zwölf Transportmaschinen haben wir den Krieg in wenigen Tagen gewonnen." Diese Ansicht Francos, die ihm von Bolin übermittelt wurde, teilte Italiens Außenminister Graf Ciano Hitler mit, als er sich im September 1940 mit ihm am Brenner traf. Als der „Dragon Rapide" gestartet und im Dunst über der Straße von Gibraltar verschwunden war, nahm er alle Hoffnungen des verhinderten Befreiers mit.

Zwei Tage waren seitdem in entnervendem Warten vergangen, ohne daß Bolin auch nur das Geringste von sich hätte hören lassen. Wo steckte er überhaupt?

Franco hatte das endgültige Reiseziel - Rom, Berlin oder London - dem Ermessen Bolins je nach der Gunst der Umstände überlassen. Er ahnte nicht, daß das alles nicht so schnell ging und daß Bolin an diesem 22. Juli überhaupt erst von Biarritz nach Rom weiterflog. Dort erwartete ihn ein voller Mißerfolg. Zu Mussolini kamen er und Luca de Tena überhaupt nicht. Sie konnten von Glück sagen, daß Ciano sie zwar höflich, aber kühl empfing. Wer waren sie denn, und wer war dieser Franco? Sie konnten ja nicht einmal ein ordentliches Beglaubigungsschreiben vorweisen. Alles, was sie in der Hand hielten, war ein von Franco geschriebener und unterzeichneter Zettel mit den Worten:

„Ich ermächtige Herrn Antonio Bolin, in England, Deutschland und Italien über den dringenden Kauf von Flugzeugen und Material für das nicht marxistische spanische Heer zu verhandeln.

Der Oberbefehlshaber
Gez. Francisco Franco"

Ciano ließ sich über die - natürlich optimistisch dargestellte - Lage unterrichten. Er stellte manch interessierte Zwischenfrage.

Daß Franco der Führer der nationalen Erhebung war, nahm er sichtlich erstaunt zur Kenntnis. Er wußte nur, daß das bis zu seinem soeben erfolgten Unfalltod Sanjurjo gewesen war. Mola dagegen war ihm ein Begriff. Natürlich verriet er nichts davon, daß eine Delegation spanischer Monarchisten, die schon im März 1934 von Mussolini Geld und die Zusage von umfangreichen Waffenlieferungen „für den Ernstfall" erhalten hatte, in den nächsten Tagen im Auftrag Molas in Rom eintreffen würde, und daß die ihnen zu gewährende Waffenhilfe bereits so gut wie perfekt war. Aber er legte sich - ebenso natürlich - gegenüber Francos Abgesandten auf nichts fest. Alles blieb bei unverbindlichen gegenseitigen Sympathieversicherungen.

Franco ahnte vielleicht an jenem 22. Juli den Mißerfolg schon, denn er besprach mit Beigbeder einen weiteren Versuch, irgendwie zu dem Dutzend Transportmaschinen zu kommen, von denen in diesem Augenblick das Gelingen oder Scheitern der nationalen Erhebung abhing. Trotz seiner Aversion ließ Beigbeder sich überreden, seine deutschen Beziehungen spielen zu lassen. Er kannte den deutschen Militärattache in Paris, General Kühlenthal, ja er wußte, daß dieser - wie er - ein Gegner des Nationalsozialismus war. Was er nicht wußte, war, daß dieser Kühlenthal für Canaris arbeitete und daß der deutsche Abwehrchef als geschworener Feind Hitlers in diesem Augenblick noch gegen jede Unterstützung der Rebellen durch Deutschland war, weil ihr Sieg, d. h. ein nationales und dem Reich

verbündetes Spanien die Stellung des deutschen Diktators in der europäischen Mächtekonstellation unerhört gestärkt hätte. In völliger Unkenntnis dieser Zusammenhänge wurde an diesem 22. Juli in Francos Auftrag und von Beigbeder unterzeichnet eine „dringende Anforderung" von zehn Transportflugzeugen mit höchster Ladekapazität aufgesetzt. Die Maschinen sollten von deutschen Piloten nach Marokko geflogen werden. Bezahlung wurde in Aussicht gestellt.
Wenn Kühlenthal ein derart phantastisches Ansinnen überhaupt ernst nahm, so kann man sich bei seiner Einstellung und der seines Chefs in der Bendlerstraße leicht vorstellen, wie sein Kommentar dazu bei der Weiterleitung nach Berlin aussah. Es war daher kein Wunder, daß der zuständige Mann im Auswärtigen Amt, Hans Heinrich Dieckhoff (1884-1952), später Botschafter in Washington und seit 1943 in Madrid, das von Kühlenthal auf dem Dienstweg übermittelte Hilfsersuchen an das zuständige Reichswehrministerium mit dem lakonischen Vermerk „Kommt nicht in Frage" weiterleitete. Auch diesen Gang der Dinge konnte Franco am 22. Juli nicht wissen, sondern nur ahnen. Alle Hoffnungen, die er beim Verfassen seiner Proklamation in Las Palmas, beim Besteigen des „Dragon Rapide", ja noch beim Eintreffen in Tetuan gehabt hatte, alle Träume von Ruhm und Größe waren zerronnen. Er hatte doch bisher alles so klug und wohlüberlegt angefaßt. Er hatte Risiken nach Möglichkeit vermieden und jede Chance, die sich bot, ergriffen. Und nun sollte alles verloren sein?

Der Himmel muß helfen

Franco fühlte das Bedürfnis zu beten. Wenn ihm die irdischen Mächte die Hilfe versagten, dann mußte er sie bei den himmlischen suchen. Als er auf dem Rückweg nach Tetuan an einer kleinen Kapelle auf dem Monte Hacho bei Ceuta vorbeikam, rief die Glocke hell und blechern zur Messe. Er betrat das stille Gotteshaus. Schon die Kühle, die ihn im Innern nach der bereits am Morgen als drückend empfundenen schwülen Hitze dieses nordafrikanischen Hochsommertages umfing, empfand er als wohltuend. Er tupfte die Finger in Weihwasser, bekreuzigte sich und machte einen (das Hinknien andeutenden) Knicks. Da war ihm schon leichter ums Herz. Und als er nach der Messe das Kirchlein verließ, trug er den Kopf wieder hoch. Und dieser Kopf konnte auch wieder klar denken.
Er rekapitulierte die für den Nachmittag angesetzten Termine. Da war doch der Besuch eines deutschen Geschäftsmannes angesagt, der ihm am Vortag vorgestellt worden war. Wie hieß er bloß? Ach, diese teuflischen deutschen Namen, wer sollte sie sich bloß merken! Gleichviel, es war ein Deutscher. Und nur die Deutschen konnten jetzt noch helfen. Er hatte ihm einen guten Eindruck gemacht. Auch nicht viel größer als er selbst, dunkel, fast wie ein Spanier aussehend und nicht einer dieser blonden Hünen, die er nicht ausstehen konnte. Mal sehn, was sich mit ihm anfangen ließe. Guten Muts kehrte Franco nach Tetuan zurück.
Der Deutsche hieß Johannes Eberhard Franz Bernhardt. So war er jedenfalls im

katholischen Kirchenbuch des ostpreußischen Städtchens Osterode eingetragen, wo er am 1. Januar 1897 als Sohn einer dort ansässigen Kaufmannsfamilie geboren worden war. Ich lernte ihn in Argentinien in den fünfziger Jahren kennen, wo er sich nicht nur geschäftlich, sondern auch sehr aktiv in einem privaten wissenschaftlich-kulturellen Zirkel betätigte, der sich um den Tiroler Archäologen und Anthropologen Prof. Dr. Oswald Menghin gebildet hatte.

Menghin, eine Kapazität auf seinem Gebiet, Inhaber eines Lehrstuhls an der Universität Buenos Aires, Verfasser zahlreicher wissenschaftlicher Arbeiten, mit denen er, ebenso wie durch die Entdeckung wertvoller Höhlenzeichnungen in Patagonien, weit über den La-Plata-Raum hinaus Anerkennung in der Welt der Altertumsforschung fand, war ungemein vielseitig. In Osterreich hatte er sich vor dem 2. Weltkrieg politisch betätigt, ja sogar eine gewisse Rolle gespielt. Obwohl frommer Katholik und überzeugter Gegner des Nationalsozialismus, stellte er sich 1938 als glühender Deutschnationaler dem sogenannten „Anschluß"-Kabinett als Erziehungsminister zur Verfugung, was ihm 1945 unendliche Schwierigkeiten und vor allem Lehrverbot eintrug, so daß er keine andere Möglichkeit sah, seine wissenschaftliche Arbeit fortzusetzen, als nach Argentinien auszuwandern. Von der Politik war er nun jedenfalls gründlich geheilt und hat sich nie wieder die Finger daran verbrannt. Statt dessen widmete er sich neben seiner Tätigkeit im Hörsaal um so intensiver der Schriftstellerei. In seinen Tiroler Heimatgeschichten und manch formschönem Gedicht ist so viel Lebensweisheit und hintergründiger Humor enthalten, daß man ihnen eine größere Verbreitung wünschte, als sie vom fernen Rio de la Plata aus fanden.

Motor des schöngeistigen Kreises, der sich um ihn gebildet hatte, war Johannes oder Juan Bernhardt, in vertrautem Kreis kurz Don Juan genannt. Er hatte seinen Namen auch offiziell hispanisiert, als Franco ihm nach dem 2. Weltkrieg in Anerkennung seiner Verdienste um Spanien die Staatsbürgerschaft dieses Landes verliehen und ihm die entsprechende Urkunde in feierlicher Zeremonie überreicht hatte. Diese Geste hatte für Juan Bernhardt nicht nur sentimentalen, sondern auch durchaus praktischen Wert. Als Spanier war er - wie Menghin in Argentinien - allen Schikanen wegen seiner politischen Vergangenheit und Betätigung entzogen, hatte er doch im Dritten Reich einen höheren SS-Ehren-Dienstgrad und zahlreiche Auszeichnungen erhalten, die damals als belastend galten und ihm als Deutschem mindestens ein paar Jahre Haft eingetragen hätten. Bernhardt hat es Franco hoch angerechnet, daß er ihm bei dieser Gelegenheit sinngemäß etwa Folgendes sagte: „Sie sind jetzt Spanier. Und ich weiß, daß Sie es ehrlich meinen, wenn Sie das als eine Ehre und Auszeichnung auffassen. Aber ich weiß auch, daß Sie trotzdem in Ihrem Herzen Deutscher bleiben werden." Als Bernhardt mir diese Geschichte bei meinem letzten Besuch bei ihm (im Sommer 1977) erzählte, glänzte es ein wenig feucht in den Augen des mehr als 80jährigen. Ich konnte ihn verstehen. Was Franco ihm gesagt hatte, traf genau die Empfindungen jedes Auslandsdeutschen, der - aus welchen Gründen auch immer - eine fremde Staatsangehörigkeit trägt, sich aber doch unlöslich seinem Volk verbunden fühlt.

Ich gehe auf die Persönlichkeit des „deutschen Don Juan" nicht nur deswegen etwas ausfuhrlicher ein, weil ich ihm, seinen Erzählungen und Aufzeichnungen viele Einzelheiten verdanke und ihm (bei aller Verschiedenheit in der Bewertung der spanischen Ereignisse) besondere persönliche Hochachtung und Wertschätzung entgegenbringe, sondern weil ich ihn auch für eine Schlüsselfigur in den deutsch-spanischen Beziehungen der Jahre 1936-1945 halte. Ein nordamerikanischer Journalist - und wie viele Kollegen haben sich schon mit dieser schillernden Persönlichkeit beschäftigt! - hat Bernhardt „The man who made Franco" genannt. Diesen Titel hat Bernhardt stets als kränkend für Franco und sich selbst energisch zurückgewiesen. Mit Recht, meine ich. Wenn Franco von jemand „gemacht" wurde, dann von Canaris. Bernhardt war kein „Macher", sondern ein guter Geschäftsmann, ein guter Soldat und vor allem ein guter Deutscher.

Beim Auswärtigen Amt in Berlin hatte Bernhardt eine schlechte Note. Das kann niemand verwundern, der die folgenden Seiten liest und erfährt, wie kräftig „der kleine Parteigenosse aus Tetuan" den Herren Berufsdiplomaten in der Wilhelmstraße auf die Füße trat. Sie mochten ihn nicht leiden. Sie hätten ihn gar zu gerne „abgeschossen". Sie versuchten es immer wieder - vergeblich. In den über ihn geführten Akten wird versucht, ihn als eine Art Glücksritter von zweifelhaftem Geschäftsgebaren und jedenfalls als mit Vorsicht zu behandelnder Abenteurer darzustellen. Nun, abenteuerlich war Juan Bernhardts Leben schon - in einer abenteuerlichen Zeit und unter abenteuerlichen Umständen. Aber die „Auskünfte", auf die sich das Auswärtige Amt als Fond seines düsteren Bernhardt-Bildes stützt (von der Auskunftei Bürgel, Hamburg), bezeichnet dieser als „bestellte, in fast allen Punkten falsche Arbeit".

Die fraglichen Auskünfte beziehen sich vor allem auf eine Zeit, in der es in Deutschland (und nicht nur dort) wahrlich drunter und drüber ging, die Jahre zwischen der großen Inflation und der Weltwirtschaftskrise Ende der zwanziger Jahre, der selbst so angesehene Häuser wie die Darmstädter Bank zum Opfer fielen. Damals ging ein kleines Wirtschaftsimperium, das sich der bei Kriegsende 21jährige in Hamburg aus dem Nichts aufgebaut hatte, in die Brüche. Bernhardt leugnet nicht, daß seine Firma Ende 1929 die Zahlungen einstellen, die Filialen in Reval und Säo Paulo auflösen, seine beiden Überseeschiffe und sieben seiner Zinshäuser in Hamburg verkaufen mußte. Aber er beglich sämtliche Verpflichtungen gegenüber den Banken und schloß mit sonstigen Gläubigern ein Vergleichsverfahren ab. Zu einem Offenbarungseid oder anderen gerichtlichen Zwangsmaßnahmen kam es nie. Er war noch einmal mit einem blauen Auge davongekommen.

Aber nun zog es ihn fort von Deutschland, dessen politisches und wirtschaftliches Auf und Ab er zur Neige ausgekostet hatte. Aus dem Hörsaal weg - er hatte als 17jähriger sein Abitur in Ratibor / Oberschlesien mit Auszeichnung bestanden - war Bernhardt als Kriegsfreiwilliger zu einem Feldartillerie-Regiment und mit diesem an die Westfront gekommen. Der mit dem Eisernen Kreuz II. Klasse ausgezeichnete Leutnant hatte als Ordonnanzoffizier und zweiter Adjutant des Regimentskommandeurs das Kriegshandwerk gründlich erlernt. Er blieb auch nach dem Waffenstillstand von 1918 als Angehöriger des Freikorps Bahrenfeld-Ham-

bürg dabei, bis er als Börsenmakler in die Welt der Geschäfte eintrat. Auch als selbständiger Geschäftsmann vergaß er das Soldatenerlebnis des 1. Weltkrieges nie. Die Erinnerung daran pflegte er im „Nationalverband deutscher Offiziere", dessen patriotisch-monarchistische Einstellung durchaus der seinen entsprach.
Zur NSDAP kam er erst viel später, als er seine Zelte in Deutschland abgebrochen und in Nordafrika wieder aufgeschlagen hatte. Am 1. April 1933 erhielt er die Mitgliedsnummer 1.572.819. Als Bernhardt Franco kennenlernte, zählte die Landesgruppe Spanisch-Marokko der NSDAP ganze 31 Mitglieder. Und er war keines ihrer eifrigsten. Dabei war er nicht gezwungen worden, ihr beizutreten, sondern hatte sich aus freiem Willen dazu entschlossen, weil die wenigen Monate der Regierung Hitler ihn davon überzeugt hatten, daß dieser, seine Bewegung und damit Deutschland auf dem richtigen Wege waren, und weil er es für seine Pflicht gerade als Deutscher im Ausland hielt, sich offen dazu zu bekennen.
In Tetuan hatte sich Bernhardt im Lauf der Jahre den soliden Ruf eines tüchtigen Kaufmanns erworben und die Firma (H. & O. Wilmer, Sucesores de H. Tönnies), die ursprünglich in Larache ansässig war, über das ganze Gebiet des Protektorats mit Filialen in allen größeren Städten ausgedehnt. Da er und seine Frau - die in Argentinien geborene Tochter eines deutschen Konsuls, die ihn bei einem vorübergehenden Aufenthalt in Hamburg kennengelernt hatte - ausgesprochen gesellig und gastfrei waren, wurde ihr Haus in Tetuan ein beliebter Treffpunkt von vielen Spaniern mit Rang und Namen. Und das waren nach der Struktur des Protektorats vor allem Militärs. In dem Gebiet, das so gut wie keine eigene Industrie und eine nur dürftige Landwirtschaft (nur 7°/o der Bodenfläche waren kultiviert) hatte, so daß es weitgehend auf Importe und in seinem Haushalt zu 50% auf Zuschüsse aus dem Mutterland angewiesen war, spielte das Heer naturgemäß wirtschaftlich und gesellschaftlich eine führende Rolle. So kam es, daß Bernhardt viele hier dienende hohe Offiziere, die später im Bürgerkrieg bedeutende Rollen spielen sollten, zu seinem persönlichen Bekanntenkreis zählte, darunter Mola, der vor seiner Versetzung nach Pamplona Befehlshaber der Afrika-Armee gewesen war, den späteren Hochkommissar Säenz Buruaga, damals Kommandeur der „Reguläres", Yagüe, den schneidigen Chef der Fremdenlegion, u.v.a.m. In diesem Kreis, der ihn auch als ehemaligen Offizier mit seinen Erfahrungen und Erlebnissen im 1. Weltkrieg schätzte, war Bernhardt unter seinem Spitznamen „Tönie" bekannt und ausgesprochen beliebt. Das war der Grund dafür, daß Oberst Säenz, der Chef der „Reguläres de Tetuan", dem am Vortag gelandeten Franco bei einer Besprechung der sich zuspitzenden Lage den Vorschlag machte, ihm „Tönie" vorzustellen, um dessen Ansicht und oft bewährten Rat einzuholen.

Schicksalhafte Begegnung

So traten sich am Nachmittag des 21. Juli 1936 die beiden Männer im Gebäude des Hochkommissars zu Tetuan zum erstenmal gegenüber. Alle Versionen, sie hätten sich schon früher gekannt, ja sogar miteinander konspiriert, die heute noch

durch die Spanienkrieg- Literatur geistern, sind frei erfunden. Bernhardt hatte sich an die für alle im Ausland lebenden Deutschen gültige Regel gehalten, sich nicht in die Politik des Gastlandes einzumischen, schon gar nicht als Verschwörer, wenn sie ihn natürlich auch nicht gleichgültig lassen konnte. Jetzt stand er vor der De-facto-Obrigkeit des Gastlandes und wurde als befreundeter Ausländer über seine Ansicht zur Lage befragt, die man ihm zuvor vom eigenen Standpunkt aus - einem zu optimistischen, wie er meinte - auseinandergesetzt hatte. Franco und Bernhardt fanden Gefallen aneinander, und so kurz diese erste Begegnung auch war, so herzlich und positiv verlief sie. Das ging schon daraus hervor, daß für den nächsten Tag eine neue Unterredung fest anberaumt wurde.

Als Franco am 22. Juli von seinem deprimierenden Ausflug nach Ceuta und dem anschließenden Kirchgang, der ihn wieder getröstet hatte, nach Tetuan zurückkehrte, erwartete ihn eine freudige Nachricht: Orgaz, mit dem er die Verbannung auf den Kanarischen Inseln geteilt hatte, meldete, daß es ihm gelungen sei, in Las Palmas ein deutsches Lufthansa-Flugzeug zu beschlagnahmen, mit dem er noch am gleichen Abend nach Tetuan starten werde, um dort am frühen Morgen des 23. Juli einzutreffen. Das war nun freilich nicht bloß eine erfreuliche, sondern eine Bombennachricht. Jetzt würde Franco, der sich bereits wie eine Maus in der Falle vorgekommen war, wieder ein Flugzeug und damit die Verbindung nach draußen haben. Und was für ein Flugzeug! Die Ju 52 hatte damals in der Fliegerei einen ähnlichen Weltruf wie später auf dem Gebiet des Automobilbaus der Volkswagen. Sie galt als das beste, leistungsfähigste und zuverlässigste Flugzeug der Welt und sollte das in dem soeben ausgebrochenen Krieg vieltausendfach beweisen.

Diese Ju 52 konnte ihm nur der Himmel geschickt haben, den er vor wenigen Stunden erst in aussichtsloser Lage um Hilfe angefleht hatte, und sie änderte jedenfalls die Situation der Rebellen in Marokko grundlegend und war der Anlaß, daß in Francos Kopf neue Pläne entstanden, die sich in der anschließenden einstündigen Unterhaltung mit Bernhardt konkretisieren sollten. Sie fand am späten Nachmittag des 22. Juli im Gebäude des Hochkommissars von Tetuan statt.

Franco knüpfte an das Gespräch vom Vortag an und schilderte die Situation - wiederum reichlich optimistisch wobei er mit ein paar schnellen Strichen auf einem Stück Papier eine übersichtliche Lageskizze entwarf. Speziell ging er auf die Möglichkeit ein, die afrikanischen Truppen auf dem Luftweg nach Südspanien zu transportieren. Er wog den Kostenaufwand und die benötigte Zeit realistisch, vielleicht sogar - nach Bernhardts Ansicht - übertrieben vorsichtig ab. Recht hatte er zweifellos mit der Feststellung, daß die Zeit gegen ihn arbeite und daß daher bei allem, was man vielleicht unternehmen könne, höchste Eile geboten sei. Und dann rückte er mit seinem dringlichen Anliegen heraus. Er verfüge ab morgen, sagte er, über eine Ju 52, mit der man nach Berlin fliegen und ein eiliges Hilfegesuch überbringen könne. „Sind Sie bereit, diese Mission zu übernehmen?" Die Frage stand als Drohung und Verheißung zugleich im Raum. Welch Ansinnen! Wie sollte Bernhardt, der ein tüchtiger Geschäftsmann, aber politisch ein Nichts war, ein unbekannter Parteigenosse mit viel zu hoher Mitgliedsnummer und ohne jede Beziehung nach oben, wie sollte er eine derartig heikle Aufgabe, an der schon

ganz andere gescheitert waren, bewältigen? Hätte ihm Franco nicht verschwiegen, daß er schon zwei derartige Versuche - ganz offenbar mit negativem Erfolg - unternommen hatte, wer weiß, ob Bernhardt seinen Vorschlag nicht rundweg abgeschlagen hätte, ganz gleich, welche Folgen dies für ihn persönlich gehabt hätte. So aber durchdachte er zunächst das schwierigste Problem: an Hitler persönlich heranzukommen. Er kannte die Bürokratie des Auswärtigen Amtes und wußte, daß er mit seinem und Francos Anliegen in Berlin schon im ersten Vorzimmer-Sieb hängenbleiben würde. Er wußte auch um den Gegensatz zwischen Auswärtigem Amt und Auslands-Organisation der NSDAP, die für ihn der einzig bekannte und beschreitbare Weg nach oben war. Aber er wußte damals noch nicht, daß das offizielle Instrument der Außenpolitik des Dritten Reiches bis in seine Führungsspitze von Widerständlern durchsetzt war, so daß jede einen außenpolitischen Erfolg versprechende Initiative von ihnen, die Hitler „auch auf Kosten einer schweren Niederlage" zu bekämpfen entschlossen waren, torpediert worden wäre. Vielleicht war diese Unkenntnis sein und Francos Glück, wie ja sehr oft ein ungewöhnliches Maß an Mut nichts anderes als das mangelnde Bewußtsein der Gefahr ist.

Was die beiden sich da vornahmen - und je länger und konkreter sie miteinander sprachen, um so näher geriet Bernhardt dem „Ja", das er zunächst zu Francos Vorschlag auszusprechen nicht gewagt hatte -, war nicht nur mutig, sondern geradezu tollkühn. Für Franco gab es gar keine andere Möglichkeit. Er hatte für sein Vorhaben das Flugzeug und jetzt auch offenbar den richtigen Mann. Bernhardt aber riskierte dabei alles - nicht nur sein Leben, sondern auch das seiner Familie. Auf der anderen Seite galt für ihn das „mitgefangen - mitgehangen". Er saß ja schließlich in der gleichen Mausefalle wie Franco. Und was die Roten mit ihm, dem Deutschen, dem Pg, dem Franco-Freund, anstellen würden, wenn es ihnen, wie es den Anschein hatte - gelingen sollte, die nationale Rebellion niederzuschlagen, konnte nicht zweifelhaft sein nach all den Schreckensmeldungen, die in diesen Tagen von Spanien nach hier gedrungen waren.

Aber es waren nicht Überlegungen dieser Art, die bei Bernhardt schließlich den Ausschlag gaben. Gerade die Größe und Schwierigkeit der Aufgabe reizte ihn. Risiken hatte er - weder als Soldat noch als Geschäftsmann - noch nie gescheut. Hier schien sich ihm eine einzigartige Möglichkeit seines Lebens, diesmal auf dem Gebiet der hohen Politik, ja der Weltgeschichte, zu bieten. Er wäre nicht Juan Bernhardt gewesen, wenn er diese Gelegenheit hätte vorbeigehen lassen. Und was er damals nicht zu träumen gewagt hatte, wurde Wirklichkeit: 72 Stunden später stand er, der unbekannte Pg aus Tetuan, dem Führer des Dritten Reiches Auge in Auge gegenüber.

Aber Bernhardt blieb mit den Füßen auf dem Boden der Realitäten. Die Sache hatte schließlich auch eine finanzielle Seite, wie er als Geschäftsmann sehr genau wußte. Er stellte die Gretchenfrage: Wer soll das bezahlen? Franco wies auf die beträchtlichen Goldreserven Spaniens hin. Aber die waren für ihn im Augenblick in Madrid unerreichbar. Sich in Tetuan Geldmittel durch Zwangsmaßnahmen zu verschaffen, wollte Franco vermeiden, da es Spanier mit Kapital hier kaum gab und er sich also vor allem an die Juden, damals rd. 13.000 gegenüber 44.000 Spa-

niern und 737.000 Mohammedanern im ganzen Protektorat, hätte halten müssen. Da fragte Bernhardt ganz konkret: Wieviel Geld steht hier und heute zu Verfügung? Die Antwort kam etwas kleinlaut: 12 Millionen Peseten auf dem Banco de España in Tetuan. Das waren damals etwa 4 Millionen Reichsmark, eine geradezu lächerliche Summe. Als Bernhardt bald darauf Hitler die gleiche Auskunft geben mußte, schlug dieser die Hände über dem Kopf zusammen: „Aber mit so wenig Geld kann man doch keinen Krieg anfangen!" Bernhardt äußerte sich Franco gegenüber diplomatischer, aber nicht weniger realistisch, indem er nüchtern feststellte, dann müßten eben alle Lieferungen auf Kredit erfolgen, und es käme nur auf das Vertrauen an, das man in Berlin zu dem Kreditnehmer haben würde. Franco erwiderte mit politischen Argumenten. Er wies darauf hin, daß Spaniens Kampf gegen Anarchie und Bolschewismus gewonnen werden müsse und daß Deutschland den gleichen Kampf bisher siegreich geführt habe. Auf diesen Gleichklang der Interessen wolle er auch in seinem handschriftlichen Brief an Hitler hinweisen, den Bernhardt übergeben solle.

Jetzt waren eigentlich nur noch technische Details zu besprechen. Bernhardt bestand darauf, daß ihn der Ortsgruppenleiter der NSDAP in Tetuan, Adolf Langenheim, und ein spanischer Offizier als Vertrauensmann Francos begleiten müßten. Als dieser letztere wurde der Luftwaffeningenieur Hauptmann Francisco Arranz bestimmt, der angeblich mal in einer technischen Mission in Deutschland gewesen sein und dabei die Bekanntschaft Görings gemacht haben sollte, was nicht stimmte. Langenheims Mitreise wurde sofort akzeptiert, wobei es Bernhardt überlassen blieb, diesen nicht sonderlich entschluß- und einsatzfreudigen älteren Herrn zu dem Unternehmen zu überreden, was mit Hilfe der intelligenten und ehrgeizigen Frau Langenheim schließlich gelang.

Den Brief an Hitler wollte Franco sofort schreiben, so daß er schon am nächsten Morgen zusammen mit einer beizufügenden militärischen Lageskizze zur Verfügung stünde. Die Unterredung war beendet. Franco verabschiedete sich mit einem „abrazo" (Umarmung), wie er in der hispanischen Welt unter „amigos" (Freunden) üblich ist. In dieser Nacht wurde im Haus Bernhardt im Araberviertel von Tetuan wenig geschlafen. Es galt nicht nur, die Koffer zu packen. Seine Familie mußte er allein lassen. Don Juan stand im Begriff, in das große Abenteuer seines Lebens einzusteigen.

Nach dieser meinem vor mehr als 20 Jahren in Tübingen erschienenen Buch über „Mission und Schicksal der Legion Condor" entnommenen Schilderung über den Anfang des Spanischen Bürgerkrieges muß der Leser gebeten werden, einen Sprung von Nordafrika nach Kiel und von 1936 nach 1918 zu machen, um den weiteren Lebensweg unserer Titelgestalt bis zu seinem tragischen Ende verfolgen zu können.

7. Hakenkreuz am Stahlhelm

Seine Tätigkeit auf dem Festland als bereits avancierter deutscher Marine-Offizier - er war im Herbst 1917 zum Kapitänleutnant befördert worden - begann Canaris im Zeichen des Hakenkreuzes. In der letzten Phase seiner abenteuerlichen Rückkehr in die Heimat hatte er sich für die U-Bootwaffe begeistert und seine Versetzung beantragt. Sein Gesuch wurde genehmigt. Er mußte an verschiedenen Ausbildungslehrgängen teilnehmen, bis er, inzwischen zum Korvettenkapitän befördert, bei Anbruch des letzten Kriegsfrühlings von 1918 als Kommandant von U 128 auf Feindfahrt geschickt wurde. Er gelangte von Kiel aus durch den total von den Briten beherrschten Ärmelkanal, vorbei an dem seit 1462 ebenfalls unter britische Herrschaft gebrachten Gibraltar ins Mittelmeer und dort zum österreichischen Kriegshafen Cattaro, wo seine bereits geschilderte Flucht wenig zuvor ihr Ende gefunden hatte. Jetzt wurde Cattaro der Stützpunkt für seine verschiedenen U-Boot-Einsätze gegen die feindliche Handelsflotte im Mittelmeer, bis die deutsche Seekriegführung bei Beginn des Zusammenbruches gezwungen war, ihre Mittelmeer-Streitkräfte zurück in die Heimat zu befehlen. Die elf Boote der deutschen Mittelmeer-U-Boot-Flottille, darunter auch U 128 unter dem Kommandanten Canaris, gelangen am 8. November 1918 in ihren Heimathafen Kiel in vorschriftsmäßiger Ordnung mit gesetzter Reichskriegsflagge. Stolz weht die Fahne schwarz-weiß-rot. Doch was müssen die Augen des „Kiekers" im Turm von U 128 jetzt erblicken! Er glaubt nicht recht zu sehen: einige der dort vor Anker liegenden Kreuzer haben statt der schwarz-weiß-roten Flagge des Kaiserreiches die rote der Spartakisten gesetzt. Sie machen die russischen Kreuzer „Potemkin" und „Aurora" in Odessa und Petersburg nach, von denen ein Jahr zuvor die schreckliche bolschewistische Revolution ausging, wie das der Regisseur Eisenberg in seinem mitreißenden - und heute noch gespielten - Film dargestellt hat.

Das mußte unter allen Umständen verhindert werden, notfalls mit Brachialgewalt. Am 3. November, also fünf Tage vor dem Einlaufen der U-Boot-Flottille mit Canaris im gleichen Hafen, hatten die von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht aufgehetzten Matrosen in Kiel mit ihrem Aufstand begonnen. Am 4. November beherrschten sie ganz Kiel, am 5. auch Lübeck und am 6. Hamburg. Am 8. November mußte die deutsche Waffenstillstandskommission unter Erzberger im Wald von Compiegne antreten. Am 9. November 1918 rief Scheidemann vom Reichstag in Berlin die Republik aus, und am 10. November 1918 floh Kaiser Wilhelm II. ins Exil nach Holland. Aber der seinen Vornamen tragende, erfolgreiche U-Boot-Kapitän, Abenteurer, Spion und glühende Patriot Wilhelm Canaris beschließt, dem roten Wahnsinn in Deutschland ein Ende zu bereiten.

Der Korvettenkapitän Wilhelm Canaris, der eben noch als deutscher Spion in Spanien und im Turm seines U-Bootes die Pflicht gegenüber seinem Vaterland getreulich erfüllt hat, beschließt in diesem Augenblick, seine ganze Kraft für den Kampf gegen den Bolschewismus einzusetzen. Vorbild dabei nahm sich Canaris bei seinem Waffenkameraden Hermann Ehrhardt, Kapitän der Kaiserlichen

Kriegsmarine, Sohn eines lutherischen Pfarrers im deutschen Teil der Schweiz. Seine kleine, aber schlagkräftige Truppe, die „Brigade Ehrhardt", sang ein kurzes, aber eindringliches Lied:

„Hakenkreuz am Stahlhelm, schwarz-weiß-rot das Band:
Die Brigade Ehrhardt werden wir genannt. "

Den Stahlhelm trugen alle Matrosen, aus denen sich Ehrhardts Brigade anfangs ausschließlich zusammensetzte, dazu das schwarz-weiß-rote Band, die Farben des von Bismarck vor weniger als einem halben Jahrhundert gegründeten Zweiten Deutschen Reiches. Und das Hakenkreuz malten sie als Wahrzeichen der indogermanischen, oder auch arisch genannten - also nicht bloß der deutschen - Menschheit auf ihre Fahrzeuge, Waffen und Geräte... In diesem Zeichen siegten sie überall, wo sie eingesetzt wurden. Das Hakenkreuz wurde zum einigenden Symbol fast aller damals entstehenden Freikorps, von denen eines von meinem Patenonkel, dem Generalmajor und Träger des Ordens pour le mérite, Georg von Oven, gegründet und geführt wurde, das entscheidend bei der Niederschlagung des Spartakus-Aufstandes unter Rosa Luxemburg in Berlin auf Befehl des Verteidigungsministers Gustav Noske der Weimarer Republik eingesetzt wurde. All diese Freiheitskämpfer, ob sie nun bereits Nationalsozialisten waren wie Hitler, Hess, Göring und andere mehr, oder nur einfache Patrioten, standen im Zeichen des von Ehrhardt als Symbol verwendeten Hakenkreuzes - auch Wilhelm Canaris, der sich zur Verteidigung seiner patriotischen Ideale einer Elite-Truppe des preußischen Heeres zur Verfügung gestellt hatte, der Gardekavallerieschützendivision, die praktisch vom Chef des Divisionsstabs, dem Hauptmann Waldemar Pabst, jener fast sagenhaften Gestalt der damaligen Freikorpszeit, geführt wurde. Gewiß, Canaris gehörte weder der Garde noch der Kavallerie oder gar den Schützen an. Aber in diesem Verband traf sich die Elite der deutschen Patrioten, der sich Canaris ganz selbstverständlich zuordnete.

Ehrhardt war alles andere als ein Nationalsozialist - die Partei existierte damals noch nicht (gegründet am 5. Januar 1919) -, als er bereits mit seinen Matrosen die Spartakisten aus Bremen verjagte, weil diese dort eine Räte-Republik wie in München ausrufen wollten. Die Nationalversammlung war eben erst (am 6. Februar 1919) in Weimar zusammengetreten, hatte den braven sozialdemokratischen Sattlermeister Ebert zum Reichspräsidenten gewählt, durch diesen war Scheidemann (ebenfalls Sozialdemokrat) zum Reichskanzler gemacht worden, der seinerseits den Parteifreund Noske zum ersten Verteidigungsminister der Weimarer Republik ernannte. Und dieser wußte bei den nun ausbrechenden Krawallen und Gewalttaten aller Art, die das besiegte Deutschland vollends ruinierten, keinen anderen Rat, als den bereits berühmt gewordenen Freikorpsführer, Kapitän Ehrhardt, zu Hilfe zu rufen und persönlich das Patronat für dessen am 1. März 1919 gegründete Marine-Brigade zu übernehmen. Sie wurde das Rückgrat der Freikorps-Bewegung, die die Zangengeburt der Weimarer Republik überhaupt erst ermöglichte. Bei einer Parade der 5000 Mann der Brigade in Wünsdorf sagte Verteidi-

gungsminister Noske (zitiert nach Dominique Venner: „Söldner ohne Sold", 1974, Paris) wörtlich: „Ihr seid meine verläßlichen Leute; ihr seid gekommen, um mir in meiner schwierigsten Stunde zu helfen. Ihr habt in unserem geliebten Vaterland die Ordnung wieder hergestellt. Ich werde euch das nie vergessen..." Als die Freikorpskämpfer diese Worte hörten, war der Auflösungsbefehl für ihre Organisation schon von Noske unterschrieben. „Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen", läßt Schiller in seinem „Fiesco" den pflichtbewußten Diener klagen. Was sich vor beinahe vier Jahrhunderten in Genua zutrug, wiederholte sich 1918/19 im geschlagenen Deutschland des 1. Weltkrieges. Die Folgen waren gewichtig. Die eigennützig von der Weimarer Republik nach deren Rettung zerschlagenen Freikorps wurden zum Sauerteig, aus dem das Dritte Reich entstand. Wilhelm Canaris war einer der „Söldner ohne Sold", der von der Weimarer Republik verratenen Patrioten, die unter Kapitän Erhardts Hakenkreuz am Stahlhelm noch einmal zur Rettung ihres Vaterlandes antreten mußten.

In diesem erbitterten Kampf geschah natürlich auch Unrecht. Während der Niederschlagung der Räterepublik in München hatten die Bolschewisten am 30. April 1919 die sieben Mitglieder der Thule-Gesellschaft, die von ihnen als Geiseln genommen worden waren, in besonders scheußlicher Weise umgebracht, unter ihnen auch die Chefsekretärin der Gesellschaft, eine meiner Basen, die Gräfin Heila von Westarp. Am 14. Januar 1919 war es Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, den Gründern des gewalttätigen Spartakus-Bundes in Berlin, ähnlich ergangen. Während Liebknecht, der schon während des Krieges wegen Vaterlandsverrates zu vier Jahren Gefängnis verurteilt worden war und aus dem Gefängnis direkt auf die Barrikaden des Spartakus-Aufstandes in Berlin gestiegen war, vor dem angerückten Freikorps floh und sich bei Verwandten, einer Frau Markussohn in der Mannheimer Straße Nr. 53 in Berlin-Wilmersdorf, versteckt hatte, war die „rote Rose", wie die Luxemburg unter Genossen zärtlich genannt wurde, im Berliner Zeitungsviertel tätig. Die plündernden Bolschewisten hatten dort auch das Gebäude des konservativen Scherl-Verlages besetzt, und die Luxemburg machte aus dem „Berliner Lokal-Anzeiger", bei dem ich mir später im spanischen Bürgerkrieg die journalistischen Sporen verdiente, die kommunistische Tageszeitung „Die rote Fahne", die den Weltbolschewismus propagierte, bis sie 1933 verboten wurde und nach dem 2. Weltkrieg mit ihrer ganzen absurden Ideologie aus der Geschichte verschwand.

Der Tod der beiden roten Gewalttäter am 15. Januar 1919 wurde durch Angehörige der Gardekavallerieschützendivision herbeigeführt, in der sich Wilhelm Canaris zweifelsfrei antikommunistisch betätigte. Diese Tatsache ließ das auch in der Presse verbreitete Gerücht entstehen, er sei an der Beseitigung der beiden Bolschewisten persönlich beteiligt gewesen. Seine spätere Betätigung als Beisitzer des Militärgerichtes, das einen der Täter zu verurteilen hatte, schien Canaris weiter zu belasten. Tatsächlich befand er sich am Abend des 15. Januar 1919, als Liebknecht und Luxemburg verhaftet und am nächsten Tag nach der damals schon üblichen Sprachregelung „auf der Flucht erschossen" wurden, gar nicht mehr in Berlin, sondern war schon in der Nacht vom 14. zum 15. Januar 1919 nach Süddeutschland

abgereist, um dort auf Befehl des Generals von Hoffmann, des formellen Kommandeurs der Gardekavallerieschützendivision, die Einwohnerwehr zu organisieren. Diesen Befehl nahm er persönlich im Eden-Hotel Berlins entgegen, wo sich der Divisionsstab seiner Einheit befand, die für die Verhaftung der beiden Spartakistenführer verantwortlich war und wo diese nach ihrer Verhaftung abgeliefert worden waren. Ein gewisser Zusammenhang zwischen Canaris und der Affäre Luxemburg-Liebknecht war also gegeben und wurde von der roten Skandalpresse entsprechend hochgespielt. Canaris handelte damals zweifellos im Zeichen von „Hakenkreuz am Stahlhelm". Ein Fememörder oder sonstiger Gewalttäter aber war er nicht.

Trotzdem wurde er wiederum eingesperrt, nicht wie auf seiner Flucht aus Spanien im feindlichen Ausland, sondern in seiner eigenen Heimat. Als der nur wenige Tage dauernde Kapp-Putsch am 17. März 1920 gescheitert war, wurde auch Canaris mit anderen hohen Offizieren der jungen Reichswehr vorübergehend verhaftet, aber bald wieder freigelassen, weil es die damalige sozialistische Regierung nicht mit der jungen Reichswehr verderben wollte, der sie ja ihre prekäre Existenz verdankte. Seine einstweilen letzte Verhaftung in der Weimarer Republik erlebte er, als die linksradikale Zeitung „Die Freiheit" behauptete, Canaris habe zusammen mit einem anderen Marineoffizier und dem eigentlichen Führer der Freikorps-Bewegung, Hauptmann Waldemar Pabst, dem soeben als Liebknecht-Luxemburg-Mörder verurteilten Leutnant Vogel von der Gardekavallerieschützendivision zur Flucht verholfen. Der dadurch entstehende Presse-Skandal zwang die Führung der Reichswehr, ein Verfahren gegen die drei Offiziere einzuleiten. Sie wurden verhaftet, durften aber ihren Arrest in dafür zur Verfügung gestellten Räumen des ehemals kaiserlichen Schlosses in Berlin verbringen, wo sie ganz komfortabel untergebracht waren. Noch sechs Jahre später, nämlich am 23. Januar 1926, als die schlimmen Folgen der Inflation bereits überwunden, die Franzosen aus dem besetzten Rheingebiet abgezogen waren und Hindenburg den ersten republikanischen Reichspräsidenten Ebert abgelöst hatte, brachte einer der roten Genossen, der Reichtagsabgeordnete Moses, den Fall Canaris erneut vor dem Parlament zur Sprache, wie der französische Journalist André Brissaud in seiner Canaris-Biographie (Paris 1970) festgestellt hat. Der USPD-Abgeordnete Dittmann erlaubte sich dabei, den ehemaligen Frontoffizier und Freikorpskämpfer Canaris als „Mörder, Komplice, Lakai des Kaisers, Helfershelfer der Reaktion, Agent des Kapitalismus u. ä." zu beschimpfen.

Brissaud hat vollkommen recht, wenn er feststellt: „Canaris steht dem Nationalismus nicht ablehnend gegenüber." Das ist sehr vorsichtig ausgedrückt. Einer der höchsten Gestapo-Beamten des Dritten Reiches, der SS-Obergruppenführer Dr. Werner Best, den der hier wiederholt zitierte ehem. Professor der Hebrew University in Jerusalem, Robert Wistrich, als „Opportunistischen Intellektuellen" sehr zutreffend charakterisiert, hat die anfängliche Einstellung des schließlich hingerichteten Spionagechefs des Dritten Reiches durchaus richtig so formuliert: „Als Patriot war Canaris anfangs davon überzeugt, daß das NS-Regime besser als das vorhergehende war, und daß man ihm jedenfalls folgen könne." Brissaud ergänzt: „Canaris teilte die Auffassungen von Winston Churchill, der meinte, man könne

nicht sagen, ob Hitler ein Mann sein wird, der... vielleicht in die Geschichte als der eingehen wird, welcher der großen deutschen Nation die Ehre und den Frieden des Geistes wiedergeben und sein Land durch Besonnenheit, Wohlwollen und Stärke auf den ersten Rang unter den Völkern zurückfuhren werde."
Ahnlich dachte auch der greise und bald darauf verstorbene Feldmarschall von Hindenburg, als er seinem legitimen Nachfolger Adolf Hitler am Abend des 1. Juli unmittelbar nach der Ausschaltung der SA und ihres Führers Ernst Röhm das historische Telegramm schickte, in dem es hieß: „Sie haben das deutsche Volk aus einer schweren Gefahr gerettet. Hierfür spreche ich Ihnen meinen tief empfundenen Dank und meine aufrichtige Anerkennung aus." In diesem Sinne verfaßten dann wenig später der zuständige Minister, General Werner von Blomberg, und der Chef seines Ministeramtes und persönliche Berater, Walter von Reichenau, den Text des Treueides, den am 2. August 1934 sämtliche Angehörige der deutschen Wehrmacht - auch Wilhelm Canaris - leisteten. Er hatte folgenden Wortlaut:

> *„Ich schwöre bei Gott diesen heiligen Eid, daß ich dem Führer des deutschen Reiches und Volkes, Adolf Hitler, dem obersten Befehlshaber der Wehrmacht, unbedingten Gehorsam leisten und als tapferer Soldat bereit sein will, jederzeit für diesen Eid mein Leben einzusetzen."*

Millionen taten das und verloren dabei ihr Leben, wie weitere Millionen von Frauen, Kindern und Greisen, die keinen solchen Eid geleistet und trotzdem ihre Pflicht gegenüber dem Vaterland erfüllt haben. Canaris tat das Gegenteil und mußte dafür wenige Tage vor dem Ende des Krieges sein Leben am Galgen lassen - das alles im Zeichen vom „Hakenkreuz am Stahlhelm".

8. Von den Barrikaden ins Regierungsviertel

Während der Spartakistenaufstand in Berlin am 13. Januar 1919 mit der Liquidierung seines Führungspaares durch die Gardekavallerieschützendivision abgeschlossen wurde, befand sich Canaris als Angehöriger dieses in Berlin führenden Freikorps in Bayern, um dort die Aufstellung und Ausbildung der Einwohnerwehren zu fördern, die Anfang Mai 1919 unter dem damals dienstältesten Offiziers des alten preußischen Heeres, General der Infanterie Ernst von Oven (1859 - 1945), helfen sollten, die rote Räterepublik in München zu stürzen, was unter Einsatz der regulären Truppen, der Freikorps und Einwohnerwehren auf Befehl Noskes in wenigen Tagen erledigt wurde. Was hatten denn die Spartakisten in Berlin, die den Auftakt für die Münchener Bolschewisten-Republik waren, in ihrem wirren Sinn? Spartakus, dessen Namen sie als Leitmotiv mißbrauchten, war ein echter Held des klassischen Altertums. Sein Hohes Lied hat der deutsche Geschichtsforscher und Bibliothekar an der Marburger Universität, Otto Hartwig (1830-1903), in seinem Buch „Der Sklavenkrieg des Spartakus" gesungen (Meiningen 1894). Spartakus war Thraker, also Angehöriger jenes indo-germanischen

Volkes, das im Altertum den östlichen Rumpf der Balkanhalbinsel zwischen Donau und Schwarzem Meer beherrschte, aber im 4. Jahrhundert vor der Zeitwende von den Römern besiegt und unterjocht wurde. Einer dieser Sklaven war Spartakus, der in der Fechtschule von Capua als Gladiator ausgebildet wurde, um zur Lust der damals in Rom herrschenden Klasse im Kampf mit seinesgleichen oder von den wilden Tieren in der Arena getötet zu werden. Diese unmenschlichen Vergnügungen waren im alten Rom bis ins 5. Jahrhundert nach der Zeitwende sehr beliebt, als unsere germanischen Vorfahren bereits die beiden Teile des später von Wagner populär gemachten Nibelungenliedes poetisch gefaßt hatten und in Indien die Buddha-Verehrer ihren Gott in künstlerisch wertvollen Gemälden und in den Fels gehauenen Standbildern verehrten. Spartakus wollte im entarteten Rom dem Mißbrauch seiner Gladiator-Kameraden als Opfer zum Vergnügen der Herrscherklasse ein Ende bereiten. Er sammelte 70 seiner Leidensgenossen um sich, mit denen er im Jahr 73 vor der Zeitwende aus der Fechterschule ausbrach, und verstärkte diese kämpferische Elite-Truppe durch weitere freiheitshungrige Sklaven bis zu einer Stärke von 70.000 Mann, mit welchen er vier römische Heere besiegte. Zwei Jahre später jedoch wurde er in der Schlacht von Petelia geschlagen und selbst getötet.

Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht erwählten diesen Helden einer ihnen fremden arischen Rasse als Idealgestalt für den von ihnen gegründeten Spartakusbund.

Die weitere Laufbahn des U-Boot-Kapitäns Canaris blieb einstweilen politisch bestimmt. Schon wenig mehr als ein Jahr nach der Niederschlagung des Spartakus-Aufstandes fand ein neuer, womöglich noch jammervollerer Putsch statt. Er steht noch heute unter dem Datum vom 13. bis 17. März 1920 in deutschen Geschichtsbüchern, als anfeuerndes Beispiel dafür, wie marxistische Gewerkschaften aktiv und positiv, obwohl mit Gewalt, in die Gestaltung der deutschen Geschichte eingegriffen hätten. Kaum etwas ist in der heute so willkürlich verbogenen deutschen Geschichte derart unzutreffend wie dies. Gewiß wurde damals ein Generalstreik ausgerufen und teilweise durchgeführt, der zu den Gründen für die gigantische Inflation von 1922/23 gehörte und so zu einer der treibenden Kräfte für die damals entstehende Hitler-Bewegung wurde. Aber die erzwungenen Gewaltmaßnahmen der erst wenig organisierten Gewerkschaften hätten einen Draufgänger wie den Kapitän Ehrhardt nicht zur Aufgabe seines Putsches nötigen können. Er und seine kampferprobte und bewährte Brigade waren das Rückgrat des sogenannten Kapp-Putsches von 1920, der nicht am demokratischen Widerstand der deutschen Gewerkschaftsbewegungen, sondern an der ideologischen und organisatorischen Erbärmlichkeit seiner politischen Führung scheiterte. Die militärische Führung lag bei dem damaligen Befehlshaber der Reichswehr, General von Lüttwitz. Reichswehrminister war immer noch Noske, der die Münchener Räterepublik durch den General v. Oven und seine Hilfsverbände hatte liquidieren lassen.

General v. Oven hatte dem Generalskameraden v. Lüttwitz dringend abgeraten, sich und seine Truppen dem Kapp-Putsch zur Verfügung zu stellen. Vergeblich. Lüttwitz und Kapp setzten die legale republikanische Regierung Scheidemanns ganz einfach ab. Noske floh nach Stuttgart. Aber Canaris, der zusammen mit

einem Kameraden der Marine und einem Major des Heeres Noskes Adjutanten innerhalb der Weimarer Republik waren, blieb in Berlin, wo der Kapitän Ehrhardt mit seinen Mannen unter dem Hakenkreuz den Kapp-Putsch am 13. März 1920 in der Berliner Prachtstraße Unter den Linden mit einem Parademarsch einleitete. Der Chef des ganzen Unternehmens wurde ein gewisser Wolfgang Kapp (1858-1922), der 1906 zum Generallandschaftsdirektor in Ostpreußen ernannt worden war, als welcher er die Bodenkredite an bedeutende Angehörige der ostelbischen Großgrundbesitzer-Kaste zu vergeben hatte. Canaris bekannte sich durch sein Verbleiben in Berlin zu ihm und seiner größtenteils adligen Kundschaft. Kapp brauchte bei seinem Putsch nicht auf die Barrikaden zu steigen. Er zog sich seinen besten Anzug an, setzte einen Zylinder auf und ging in dieser standesgemäßen Aufmachung ins Berliner Regierungsviertel.

Aber nicht dies war der Grund für das Scheitern des Putsches. Als Scheidemann mit seinem Kabinett und großem Gefolge nach Berlin zurückkehrte, wurden einige der Putschisten verhaftet und im Polizeipräsidium hinter Gitter gesteckt, aber nicht für lange. Canaris' junge Frau - er hatte erst vor wenigen Monaten die Tochter eines rheinischen Großindustriellen, Erika Waag, geheiratet - brauchte sich nur wenige Tage Sorgen um ihren Mann zu machen. Kapp selbst flüchtete nach Schweden, stellte sich zwei Jahre später dem Reichsgericht und starb am 12. Juni 1922 in Untersuchungshaft. Sein wichtigster Mann und Gehilfe bei der Vorbereitung und Durchführung dieses ganz und gar stümperhaften und daher völlig mißlungenen und für Deutschland schädlichen Putschversuches war einer der geheimnisvollsten und zugleich verhängnisvollsten Gestalten jener wüsten Zeit. Dieser 1879 in Paks an der Donau im südlichen Ungarn geborene und für den Beruf eines Rabbiners vorgesehene Abenteurer und Hochstapler Trebitsch-Lincoln war Kapp von einem Oberst Bauer, damals Adjutant von Ludendorff, empfohlen und als Chefberater für das Putsch-Abenteuer eingestellt worden.

Die wahrlich erbärmliche Laufbahn dieses Hochstaplers, die heute wie schon im Dritten Reich von keinem der traditionellen Nachschlagewerke verzeichnet wird, verdanken wir dem 1969 in Paris erschienenen Buch „Le Nazisme, société secrète" von Werner Gerson, das Dominique Venner in seinem ausgezeichneten Werk über die deutschen Freikorps des 1. Weltkrieges (Paris) zitiert. Trebitsch-Lincoln mußte schon mit jungen Jahren sein Talmud-Studium abbrechen, weil seine Familie infolge von Spekulationsverlusten in finanzielle Schwierigkeiten geraten war. Der junge, gut aussehende Student suchte das Weite und fand in Hamburg bei Angehörigen der erst im 17. Jahrhundert in England entstandenen Baptistensekte Aufnahme, bei der er es - dank seiner unbezähmbaren Redelust - bald zum erfolgreichen Prediger brachte. Als solcher ging er nach Frankreich und Kanada. Dort trat er als Prediger zur Hochkirche über, die ihn vermutlich besser bezahlen konnte. Nunmehr wechselte er außer dem Glauben auch die Staatsangehörigkeit, indem er seinem ursprünglich wohl tschechischen Namen (Trebitsch) noch den feineren englischen Lincoln hinzufügte. Als solcher trat er der Quäker-Sekte bei, die ihn aber auch nicht so befriedigte wie die britische Freimaurerei, deren zahlreiche Grade er schnell absolvierte, so daß er sich nunmehr der Politik widmen

konnte. Als solcher gelang es ihm sogar, als Abgeordneter für Darlington (Industriestadt in der nordenglischen Grafschaft Durham) ins britische Unterhaus gewählt zu werden, freilich nicht für lange, da seinen Hintermännern Wahlschwindel nachgewiesen und ihm sein Abgeordnetenmandat entzogen wurde.
Er verschwand zeitweilig, erhebliche Schulden hinterlassend, auf dem Balkan, wo der britische Intelligence Service mit ihm Verbindung aufnahm. Gleichzeitig suchte er aber auch bei Beginn des 1. Weltkrieges Kontakt mit der deutschen Spionage, so daß er damals schon zu einer Art Berufskollege von Canaris wurde. Beweise, daß er mit diesem persönlich bekannt wurde, liegen nicht vor, obwohl er ja als wichtiger Mann an der Seite Kapps eine solche engere Verbindung mit dem späteren Chef der deutschen Spionage im Dritten Reich wohl hätte haben können. Die Briten legten ihm sein unsauberes Handwerk und hielten ihn drei Jahre hinter Gittern. Als Trebitsch-Lincoln aus dem Knast entlassen wurde, wich er in die entstehende Weimarer Republik aus, wo er durch seine blendende Erscheinung im besten Mannesalter und seine einfach überwältigende Redebegabung in den Kreisen um Ludendorff und besonders dessen zweiter Frau, die entschieden kirchenfeindlich und dem Okkultismus zugeneigt war, Einfluß und Bedeutung gewann, so daß er an wichtiger Stelle neben dem reaktionären Putschisten Kapp dessen Unternehmen, unter Mißbrauch der Freikorpsbewegung, zu einem Possenspiel machte und der jungen Hitlerbewegung den Weg zur Machtübernahme auf demokratische Weise ermöglichte.
Ich habe diese Zusammenhänge hier nicht nur deswegen so eingehend behandelt, weil sie unbedingt den weiteren Weg des Wilhelm Canaris beeinflußten, sondern auch weil sie mir durch meinen Onkel Ernst von Oven bekannt wurden, der ja bereits die bolschewistische Räterepublik in München mit den ihm unterstellten Truppen und Freikorps hatte niederschlagen können. Reichswehrminister Noske hatte diesen dienstältesten General und Pour-le-merite-Träger des 1. Weltkrieges nach seinem Erfolg in der bayrischen Hauptstadt zum Standort-Kommandanten Berlins gemacht.
Als Verteidigungsminister Noske am Abend des 12. März 1920 die ersten vertraulichen Informationen über militärische Truppenbewegungen im Lager Döberitz bei Berlin bekam, bestellte er nicht etwa Kapitän Canaris oder einen der beiden anderen Offiziere seiner Adjutantur zu sich, sondern General von Oven. Er unterrichtete ihn über das neueste Lagebild des anlaufenden Kapp-Putsches und beauftragte ihn, in Begleitung von zwei weiteren hohen Heeresoffizieren mit dem Befehlshaber der Brigade Ehrhardt in persönliche Verbindung zu treten, um ihn zur Aufgabe seines unsinnigen Unternehmens zu überreden. Als die drei Noske-Offiziere gegen 23 Uhr des 12. März 1920 das Lager Döberitz erreichten, war die Sturmkompanie der Brigade Ehrhardt bereits auf dem Marsch nach Berlin. Kapitän Ehrhardt genoß noch im Lager selbst ein Stündchen Schlaf, um Kräfte für die bevorstehende Einnahme der Reichshauptstadt zu sammeln. Als General von Oven und seine Begleiter bei ihm eintrafen, fuhr er aus tiefstem Schlaf hoch und richtete - immer nach Venners packender Schilderung in seinem bereits zitierten Freikorps-Buch - die stets schußbereit neben ihm liegende gefürchtete Luger-Pistole mit dem automatischen Ruf „Hände hoch!" auf die unerwarteten Ein-

dringlinge. General von Oven folgte der Aufforderung nicht, sondern erwiderte dem schlaftrunkenen Kapitän mit ruhiger, aber fester Stimme, er handele im Auftrag ihres gemeinsamen Vorgesetzten, des Reichswehrministers Noske, um Verhandlungen mit den Aufständischen einzuleiten.
„Verhandeln?" erwiderte Ehrhardt. Das sei nicht seine Sache. Er handele, aber auf Befehl seines Vorgesetzten, des Generals von Lüttwitz. Er hatte die schußbereite Pistole zwar gesenkt, aber keinesfalls aus der Hand gelassen.
„Wollen Sie", fragte von Oven, „einen Bürgerkrieg mit der Reichswehr heraufbeschwören?" Ehrhardt, jetzt ganz wach, begann nüchtern nachzudenken und als Ergebnis eventuelle Bedingungen der aufständischen Truppe auf ein Stück Papier zu kritzeln. Bis 7 Uhr morgens habe die republikanische Regierung Zeit, sich die angebotenen Bedingungen zu überlegen. Noske berief zu diesem Zweck die nicht putschenden Generäle, an ihrer Spitze den General von Seeckt, Chef des Truppenamtes, zu sich und erklärte, er wolle den Kapp-Putsch mit brachialer Gewalt niederschlagen, so, wie die Münchener Räte-Republik durch General von Oven liquidiert worden war. Wer dabei von den Anwesenden mitmachen wolle, solle die Hand heben. Von den 18 Anwesenden folgten zwei der Aufforderung, und auch das nur zögernd. Von Seeckt, den seine Standesgenossen „Sphinx mit Monokel" nannten, sagte als einziger die klassisch gewordenen Worte: „Reichswehr schießt nicht auf Reichswehr." Der amtierende Reichspräsident Ebert teilte seine Meinung. Um drei Uhr morgens versammelte er die vom Putsch beherrschte Regierung in seinem Büro und ordnete ihre Flucht nach Dresden an. Damit hätte der Generallandschaftsdirektor Kapp seinen Putsch gewonnen, wenn er und sein Berater, der Hochstapler Trebitsch-Lincoln, damit etwas anzufangen gewußt hätten. Ehrhardt zog mit seinen Mannen, ohne einen Schuß abzugeben, in Berlin ein. An allen offiziellen Gebäuden wurde erneut die kaiserliche Flagge gesetzt. Bald jedoch mußte sie wieder eingezogen werden. Am 17. März wurde in Stuttgart den dort allmählich eintrudelnden Volksvertretern der nur vorübergehend beseitigten Weimarer Republik von Reichskanzler Bauer das endgültige Scheitern des Kapp/Lüttwitz/Trebitsch-Lincoln-Putsches offiziell bekannt gegeben.
Das sollte schwere Folgen haben. Sie zeigten sich zunächst und vor allem im Süden Deutschlands mit dem Entstehen der nationalsozialistischen Bewegung.
Der vorübergehend wieder hinter Gitter gesetzte Canaris wurde aus dem Gefängnis unmittelbar als Admiralstabsoffizier ins Kommando der Marinestation Ostsee versetzt, wo niemand mehr von dem peinlichen Putsch sprach, an dem er beteiligt war. 1922 wird ihm dann sogar als Erstem Offizier des Schulkreuzers „Berlin" die militärische Ausbildung der Seekadetten übertragen. Damit beginnt die eigentliche Canaris-Tragödie, deren Ende am Galgen Flossenbürg bereits im ersten Kapital dieses Buches geschildert wurde. Denn unter den ihm anvertrauten Seekadetten befand sich auch der spätere hohe SS-Offizier Heydrich, der am 27. Mai 1942 als ehemaliger Leiter des gefürchteten Reichssicherheitshauptamtes bei einem vom britischen Geheimdienst organisierten Attentat in Prag so schwer verwundet wurde, daß er am 4. Juni 1942 starb. An seinem Grab sprachen Hider, Himmler und der inzwischen Admiral gewordene Canaris. Der bis zuletzt un-

überwindliche Gegensatz zwischen Canaris und dem Opfer des Attentates ist das beherrschende Element im tragischen Leben der beiden. Es begann in dem Augenblick zu wirken, als Canaris seine Kommandierung auf dem Schulkreuzer „Berlin" antrat. In Reinhard Heydrichs Militärpapieren ist als Geburtsdatum der 7. März 1904 verzeichnet. Geburtsort: Halle, wo sein Vater das Konservatorium fiir Musik, Theater und musische Erziehung gegründet und - freilich wenig aufgeführte - Opern komponiert hatte. Sohn Reinhard hatte bereits im Elternhaus die Kunst, eine Violine zu spielen, so perfekt erlernt, daß er als eine Art Wunderknabe angesehen wurde. In den Wirren der Nachkriegsjahre kam er kaum dazu, Musik zu machen. Er gehörte schon mit jungen Jahren dem „Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbund" an, von welchem er wahrscheinlich schon als 15jähriger Schüler in eines der Freikorps gelangte, die damals ihr Vaterland im Innern und gegenüber raubgierigen Nachbarn verteidigten. Mit 18 Jahren, als sich die inneren und äußeren Verhältnisse der Weimarer Republik zu konsolidieren begannen, meldete er sich als Offiziersanwärter bei der Kriegsmarine in Kiel. Seine Ausbildung auf dem Schulkreuzer verlief reibungslos. In dieser Zeit ereignete sich noch nichts von den skandalösen Vorgängen, die neun Jahre später seine unehrenhafte Ausstoßung aus der Kriegsmarine nötig machten. Ein Ehrengericht entschied darüber unter dem erwiesenen Tatbestand, daß die Tochter eines IG-Farben-Industriellen, der außerdem noch persönlicher Freund des damaligen Chefs der Marineleitung, Admiral Erich Raeder, war, von Heydrich geschwängert worden war, ohne daß dieser seine Vaterschaft anerkennen wollte, weil er bereits mit einer anderen, der 19jährigen blonden und bildschönen Lina Mathilde von Osten verlobt war, die er bald darauf heiratete, nicht zuletzt, weil sie beide die nationalsozialistische Weltanschauung, damals noch eine Minderheit in Deutschland, fanatisch verteidigten.

Canaris-Verteidiger Abshagen hat in seinem Buch emphatisch geleugnet, daß sein Held „irgend etwas mit dem Ehrengericht zu tun gehabt hätte". Beweise bleibt er schuldig. Daß der ehemalige Seekadett ein typischer „Ladykiller" war, wie man damals einen Frauenheld wie Heydrich nannte, wußte Canaris sehr genau. Denn er und seine Frau Erika Canaris pflegten - was damals durchaus nicht üblich war - gesellschaftlichen Verkehr mit einigen der jungen Männer, die von dem Kapitän Canaris an Bord des Schulkreuzers „Berlin" nach den strengen Regeln der Kriegsmarine erzogen und „geschliffen" werden sollten. Heydrich war unter diesen Günsdingen eine - im wahrsten Sinne des Wortes - „herausragende" Erscheinung. Etwas über 1,90 m groß, blond, blauäugig, schlank, aber kräftig gebaut, bot er in vielen sportlichen Aktivitäten Hochleistungen: begeisterter Reiter, vorzüglicher Flugzeugpilot und vor allem erstklassiger und gefürchteter Degenfechter. Hinzu kam seine ungewöhnliche musikalische Begabung. Und da Erika Canaris ebenfalls Meisterin auf der Geige war - sie gelangte später in den Besitz einer echten Stradivari, die das Ehepaar Canaris freilich wieder verkaufen mußte, um seine Luxusvilla am Wannsee bezahlen zu können war es unausbleiblich, daß der Seekadett Heydrich im Haus Canaris gern gesehen und häufiger Gast wurde, der bei gut besuchten Hauskonzerten im Violin-Duett mit der Hausfrau begeisterten Anklang fand. Ob diese musikalische Hausfreundschaft bei dem späteren Ehrengerichts-

verfahren auch eine Rolle spielte oder überhaupt erwähnt wurde, ist heute nicht mehr zu beweisen. Jedenfalls dürfte es Canaris durchaus recht gewesen sein, daß er diesem „Hausfreund" nicht mehr in der Kriegsmarine begegnete. Daß er zu seinem Todfeind - im wahrsten Sinne des Wortes - werden würde, konnte er damals noch nicht ahnen.

Canaris wurde zum Fregattenkapitän befördert. Der neue Dienstgrad entsprach nicht seiner Dienststellung als stellvertretender Kommandant. Man schickte ihn einstweilen auf eine fast halbjährige Dienst- oder Berufsbelehrungsreise nach Japan, mit der er wieder einmal seine geradezu krankhafte Reisefreudigkeit von einem Ende der Welt zum anderen befriedigen konnte. Als er sie Ende 1932 abschloß, wurde er als Referent zum Stab des Chefs der Marineleitung im Reichswehrministerium kommandiert, dessen Chef damals eine so fragwürdige Person wie der General von Blomberg war. Das war das definitive Ende der Canaris-Praxis als aktiver Offizier der Reichskriegsmarine. Vier Jahre hält er - gewissermaßen auf Eis gelegt - auf diesem Posten aus. Er genießt sie mit der Befriedigung seiner Reisewut bei den wiederholten Besuchen verschiedener europäischer Länder, aber auch eines überseeischen Landes wie Argentinien, wo er sechs Wochen „Erholungsurlaub" genießt, die er auch als Gelegenheit zu seiner Erinnerung an die Abenteuer seiner Flucht aus der Internierung nutzt. Diverse Beförderungen und Kommandos zu unbedeutenden Dienststellen füllen die Zeit bis zur Machtübernahme Hitlers am 30. Januar 1933. Diese entsetzt den inzwischen zum Kapitän (dem letzten Marine-Dienstgrad vor dem Admiral) avancierten Canaris keineswegs so, wie es viele Autoren darzustellen belieben. Der Franzose Brissaud stellt eindeutig und absolut zutreffend fest: „Canaris steht dem Nationalsozialismus nicht ablehnend gegenüber." Der an der Sorbonne promovierte Zeitgeschichtler vertritt die Ansicht, Canaris habe damals über das neue Regime in Deutschland ähnlich gedacht wie der bereits erwähnte Churchill.

Ich kann aus eigenem Erleben jener umwälzenden Tage nur bestätigen, daß diese damalige Einstellung Churchills und Canaris' auch diejenige des überwältigenden Teiles der deutschen Jugend in jenen historischen Tagen war, die ich persönlich als Anfänger meiner journalistischen Laufbahn in Berlin als den damaligen Brennpunkt der historischen Ereignisse erlebte.

Brissaud resümiert die damalige Einstellung des späteren „Abwehr"-Chefs bei dessen Einzug ins Regierungsviertel Berlins so: „Als Patriot war Canaris anfangs davon überzeugt, daß das NS-Regime besser als das vorhergehende war und man ihm jedenfalls folgen könne." Mehrheitlich waren wir Jungen von damals es alle.

9. Endlich am Ziel

Die „ Abwehr", wie der schließlich an Riesenwuchs leidende Spionage-Apparat der Weimarer Republik und des Dritten Reiches genannt wurde, war eine jener Mißgeburten, die die Sieger des 1. Weltkrieges 1919 mit der von den Verlierern

erzwungenen Unterzeichnung des Versailler Vertrages hervorbrachten. In Sachen der Spionage wurde den Deutschen nur erlaubt, eine solche des Feindes gegebenen Falles „abzuwehren", aber nicht, sie in eigener Sache auszuüben. Obwohl also die Abteilung „Abwehr" in der Führung der Wehrmacht eine solche nur noch am Rande ausübte, blieb sie pro forma bei dem ihr 1919 aufgenötigten Namen, während ihre wirklichen Leistungen auf dem Gebiet der Spionage, d. h. der Auskundschaftung feindlicher Geheimnisse, erfolgten. Einen wirklichen deutschen Nachrichtendienst hatte der preußische Oberst Walther Nicolai (Geburtsjahrgang 1873) im Kaiserreich aufgebaut und im 1. Weltkrieg hervorragend und mit bestem Erfolg geführt. Seine dabei gewonnene Erfahrung und ihre Anwendung faßte er 1920 in seinem Werk „Nachrichtendienst, Presse und Volksstimmung im Weltkrieg" zusammen, das heute noch richtungweisend auch für das Gebiet der Propaganda ist, wie sie Goebbels von 1933 bis 1945 praktizierte.

Einen regelrechten deutschen Auslands-Nachrichtendienst, wie ihn Nicolai vorbildlich entworfen hatte, gab es erst 1929 wieder, als Deutschland unter einer Mitte-Links-Koalition des Reichskanzlers Müller den sogenannten Kellog-Pakt zwecks Kriegsächtung unterzeichnet hatte und mit dem New Yorker Börsenkrach die damalige Weltwirschaftskrise begann, die die NSDAP in Deutschland bald zur stärksten Partei im Reichstag werden ließ. Damals setzte der intrigenreiche General von Schleicher, der beim sogenannten Röhm-Putsch vom 30. Juni 1934 von der SS umgebracht wurde, die Wiederauferstehung des militärischen Nachrichtendienstes im Sinn Nicolais durch. Sein erster Chef wurde der Reichswehr-General Kurt von Bredow, für dessen Ernennung nicht nur seine Verwandtschaft mit Bismarck sprach, sondern auch seine Freundschaft mit dem General Kurt von Schleicher, der 1932 Reichswehrminister und sogar für einige Tage Reichskanzler und damit unmittelbarer Vorgänger von Hitler wurde. Von Bredow versah sein Amt als Abwehr-Chef nur wenige Jahre, bis sein Gönner Schleicher ihn zum Chef des Ministeramtes im Reichswehrministerium machte. Als seinen Nachfolger empfahl Bredow den ihm bekannten, ja als radikaler NS-Gegner vertrauten „Kapitän" z.S. Konrad Patzig. Dieser habe, meint der französische Biograph Brissaud, weder „große Neigungen für den Geheimdienst" noch die notwendigen „diplomatischen Fähigkeiten" für seine neue Verwendung, welche Mängel aber nach damals verbreiteter Ansicht dadurch ausgeglichen wurden, daß er ein überzeugter Feind der kurz vor der Machtübernahme in Deutschland stehenden Bewegung Adolf Hitlers und insbesondere der SS war, die im Begriff stand, mit ihrem Sicherheitsdienst zu einer ernsthaften Konkurrenz der staatlichen „Abwehr" zu werden.

Der offenbar für sein Amt völlig ungeeignete fanatische Hitler-Gegner Patzig übernahm dieses am 2. Juni 1932, also wenig mehr als ein halbes Jahr vor Hitlers legalem Regierungsantritt. Patzigs unmittelbarer Vorgesetzter, der Admiral Erich Raeder, Chef der Marineleitung (1935 Oberbefehlshaber der Kriegsmarine), schätzte Patzig völlig richtig als absolut unfähig ein, den ihm zugeschanzten Posten auszufüllen. Abwehr-Chef Patzig fühlte sich auf diesem selbst alles andere als wohl und seinen Gegnern innerhalb der SS, vor allem Himmler und Heydrich, einfach nicht gewachsen. Blomberg bestätigte das gegenüber Hitler und Raeder,

indem er Patzig - mit vollem Recht - als für die NSDAP untragbar erklärte. Das genügte für dessen sofortige Absetzung, die allerdings seine weitere Karriere als Offizier der Kriegsmarine nicht beeinträchtigten konnte. Er wurde (wie mir Kapitän F. W. Rasenack, einer der wenigen überlebenden Offiziere des zu Beginn des 2. Weltkrieges im Rio de la Plata versenkten Panzerschiffes „Graf Spee" bei einem Telefongespräch am 30.5.1998 in Argentinien mitteilte) noch Anfang 1935 zum Personalchef der Kriegsmarine befördert, was nun wirklich bedeutete, den Bock zum Gärtner zu machen. Danach wurde er als Vorgänger von Kapitän Langsdorff Kommandant des Panzerschiffes „Graf Spee". Seinen Abschied bekam er mit der Beförderung zum Admiral.

Als seinen Nachfolger im Amt „Abwehr" empfahl er Canaris. Er wußte warum. Denn dieser unterhielt zwar immer noch gute Beziehungen zu Hitler, machte aber gegenüber vertrauten NS-Gegnern wie Patzig kein Hehl aus seiner nicht nur kritischen, sondern durchaus feindseligen, ja geradezu „patzigen" Einstellung gegenüber dem politischen Regime, dem Deutschlands Schicksal anvertraut worden war. Patzigs Wille geschah, obwohl Admiral Raeder, der damalige Chef der Marineleitung, mit Canaris nichts im Sinn hatte. Er beurteilte diesen scharf als unzuverlässig, ja einfach „balkanisch" und gestand, daß er ihm manchmal sogar „unheimlich" erschien. Seine durchaus zutreffenden Bedenken stellte er jedoch zurück, weil er verhindern wollte, daß die Abwehr wieder einem General des Heeres anvertraut würde, wie dem Vorgänger Patzigs, dem General von Bredow, der im sogenannten „Widerstand" eine gewisse Rolle spielte. So tritt Canaris am 1. Januar 1935 sein schicksalschweres Amt als Chef der deutschen Abwehr an.

In den Jahren zuvor hatte er sich, wenn man seinen zahlreichen Biographen glauben darf, eigentlich schon damit abgefunden, demnächst nach einem bereits recht abenteuerlichen Leben in den behaglichen Ruhestand zu treten. Schon seine mehr als zweijährige Tätigkeit an Bord des bereits vor dem 1. Weltkrieg in Dienst gestellten Linienschiffes „Schlesien" - zunächst als 1. Offizier, zuletzt als Fregattenkapitän und Kommandant - war das, was man in der militärischen Sprache einen „Druckposten" nennt, also eine Dienststellung, die nur an anders nicht mehr brauchbare, obwohl bisher untadelige Militärs vergeben wird. Kurz vor Jahresende 1934 verlor Canaris seine letzte Kommandostellung als aktiver Kommandant einer Einheit der deutschen Kriegsmarine. Er mußte sich mit dem Posten eines Festungskommandanten von Swinemünde begnügen, also des der pommerschen Hauptstadt Stettin auf der Insel Usedom vorgelagerten und von Polen nach dem Krieg annektierten deutschen Ostseehafens. Er tröstete sich mit dem dort vorhandenen herrlich breiten und steinfreien Strand, der ein ideales Gelände zur Befriedigung seiner Reiterleidenschaft abgab. Damit schien er in seiner militärischen Karriere endgültig auf dem „toten Gleis" gelandet zu sein, an dessen Ende ihn die Beförderung zum Admiral und dessen ansehnliches Ruhegehalt auf Lebensdauer erwartete.

Aber der Mensch denkt und inzwischen lenkt die Geschicke des deutschen Reiches der Chef der parlamentarischen Mehrheitskoalition im Reichstag, Adolf Hitler, den der Reichspräsident mit der Regierungsbildung am 30. Januar beauftragt

hat. Canaris steht, darin sind sich alle Biographen einig, der neuen Regierung nicht feindlich gegenüber - ganz im Gegenteil. Er erhofft sich von ihr - wie alle nicht nationalsozialistischen Mitglieder der Regierung - das Beste für Deutschland. Hitler hatte zunächst in seinem Kabinett vom 30. Januar 1933 nur zwei Parteigenossen: Innenminister Frick und (zunächst als Minister ohne Geschäftsbereich) Hermann Göring, der gleichzeitig als Chef der preußischen Landesregierung die von seinem sozialdemokratischen Vorgänger gegründete Geheime Staatspolizei - die so gefürchtete Gestapo - in die Hand bekam. Sie wird schnell zur Domäne der SS. Himmler und Heydrich bekommen so eine gefährliche Waffe zur Verwirklichung ihrer Gewaltherrschaft in Deutschland, die wenig mehr als ein Jahr später, am 30. Mai 1934, mit der brutalen (und keineswegs unblutigen) Ausschaltung der SA verwirklicht wird. Als Kapitän Patzig seinen Nachfolger Canaris auf die zu erwartenden Nebenbuhler der SS aufmerksam machte, antwortete dieser - wie Brissaud erwähnt - ziemlich nachlässig: „Mit den Jungs werde ich schon fertig!" Unter „den Jungs" verstand er damals vor allem Himmler und Heydrich. Den Erstgenannten hielt er - immer nach Brissaud - durchaus zutreffend für „eine kleine, wildgewordene Beamtenseele, dem die Macht zu Kopf gestiegen ist". Er sei „grausam, hinterhältig und gleichzeitig feig und wenig klug". Diese harte Beurteilung bestätigte Himmler selbst durch sein Verhalten in den letzten Tagen des Krieges, als er mit seinem Verrat an Hitler das auf seinen Ehrendolchen eingravierte Wort „Die Treue ist das Mark der Ehre" schändete.

Canaris wurde weder mit diesem noch mit dem anderen der beiden „Jungs" fertig. Daß Hitler seinen Spionagechef bis fast ein Jahr vor Kriegsende deckte und jedenfalls nicht eher die Konsequenzen aus dessen offensichtlichem Tun zog, wäre unverständlich, wenn man seinen verhängnisvollen Treuekomplex gegenüber alten Kameraden (wie Göring) oder ihm zwecks Aussprache wertvollen Intellektuellen (wie Canaris) nicht berücksichtigt. Heinz Höhne, dessen Canaris-Biographie erst 1976 in deutscher und drei Jahre später in englischer Sprache (Doubleday, New York) erschien, als es schon nicht weniger als sechs Bücher zum gleichen Thema gab, bemängelt bei diesen allen, daß sie Canaris' Sympathien für Hitler und seine Bewegung viel schneller verblassen und schließlich ganz verschwinden lassen, als das den Tatsachen entspricht. Es mußte erst den weltweiten Skandal mit dem Canaris-Agenten Vermehren in Istanbul geben, der Anfang 1944 (!) zum britischen Geheimdienst überlief, damit Hitler seinem Freund Canaris den Laufpaß gab. Goebbels hat sich in seinen bisher veröffentlichten Tagebüchern nicht einmal am Rande mit dem Fall beschäftigt. Selbst Irving scheint in den vom sowjetischen KGB frisierten Tagebuch-Kopien keine Hinweise zum Fall Vermehren gefunden zu haben, oder hat sie, wenn es sie gab, jedenfalls in seinem Goebbelsbuch (Kiel 1992) verschwiegen. Um so mitteilsamer in dieser Beziehung war Dr. Goebbels bei unseren täglichen Gesprächen der letzten beiden Kriegsjahre bei den dürftigen Mahlzeiten, die wir gemeinsam einnahmen. Unter dem Datum 27. Februar 1944 verzeichnete ich in meinen sorgfältig geführten Tagebüchern folgende Worte des Ministers: „Es ist zum Verzweifeln. Gewiß, wir haben selbst viel Schuld. Das weiß ich am besten. Aber es ist auch viel Pech dabei. Wir haben seit Stalingrad kein

Glück mehr. Seit Stalingrad auch ist es beschämende Tatsache geworden, daß Deutsche ihr Vaterland verraten..." Er bezog sich auf den durch die Weltpresse gelaufenen Fall des Canaris-Spions Vermehren in Istanbul, der - Böses ahnend - ganz ungeniert in englische Dienste trat. Die Mutter dieses Mannes hieß Petra Vermehren und war eine der beliebtesten Auslandskorrespondentinnen des Goebbelsschen Hausorgans „Das Reich", und eine Schwester von ihm, mit Vornamen Isa, spielte virtuos das Akkordeon zur Aufmunterung unserer Frontsoldaten und der Rüstungsarbeiter in der Heimat. Erst bei diesem in der internationalen Presse breitgetretenen Skandal zog Hitler die Konsequenz, die schon vier Jahre zuvor dringendst notwendig gewesen wäre: er feuerte endlich Canaris, der allerdings erst hinter Gitter kam, nachdem Stauffenberg im FHQ_ seine Bombe neben Hider unter den Lagetisch gelegt und gezündet hatte.

Canaris nützte dieses unverständliche Vertrauen Hitlers bis zum letzten Augenblick für seine Machenschaften, die er seit dem Sieg über Frankreich mit bewunderungswürdiger Konsequenz und entsprechenden Erfolgen betrieb. Höhne kritisiert mit vollem Recht den Versuch aller vor ihm tätigen Canaris-Biographen, die Entfremdung zwischen Hitler und dem deutschen „Meister-Spion" zeitlich beträchtlich vorzuverlegen. Er habe sich schon bei der Abhalfterung und Hinrichtung des sowjetischen Marschalls Tuchatschewskij, die auf Grund einer von Heydrichs SD inszenierten Täuschung erfolgte, von dieser und ähnlichen Machenschaften seiner SS-Konkurrenz abgestoßen gefühlt und seine intimen Beziehungen zu Hitler und seiner Ideologie abgebrochen. Höhne war der erste Zeitgeschichtler, der diese Theorie schlagend widerlegte und bewies, daß es sich bei der Freundschaft zwischen Hitler und Canaris bis zum Generalsputsch von 1944 um eine echte menschliche und weltanschauliche Zuneigung handelte, die von dem Abwehr-Chef mißbraucht wurde und beiden einen gewaltsamen Tod und ihrem Vaterland die Vernichtung eintrug.

Der Mann, der als junger Marineoffizier fern der Heimat, an der chilenischen Küste, mit beispielhafter Hingabe für sein Vaterland kämpfte, beim Verlust seines Schiffes aus der Internierung ausbrach, auf der Flucht zu Fuß und zu Pferd die Anden überquerte, zurück nach Europa gelangte, in Italien eingesperrt wurde, auch aus diesem Gefängnis entfloh und in der Heimat erneut die geliebte Uniform anzog, um für sein Vaterland zu kämpfen, der nach dem 1. Weltkrieg als Freikorpskämpfer unter dem Hakenkreuz für ein neues, besseres Deutschland mit der Waffe eintrat und zu einem Vertrauten des Führers im Dritten Reich wurde, war nun, am 1. Januar 1935, als er von seiner militärischen Karriere nichts mehr erwarten durfte, am Ziel seiner Wünsche: ihm wurde von dem Freund, der ihn wegen seiner Bildung, seiner weltanschaulichen Einstellung und der Ausgewogenheit seines Urteils wie keinen anderen seiner Gesprächspartner schätzte, die Führung der Abwehr anvertraut, einer der wichtigsten Antriebe der deutschen Kriegsmaschine mit scheinbar unerschöpflichen Ressourcen an Menschen und Geld, und vor allem dem unerschöpflichen Vertrauen des Führers. Er war am Ziel seiner Wünsche. Und das war genau das Gegenteil von demjenigen, das Hitler sich gesetzt hatte.

10. Im Hintergrund des spanischen Bürgerkrieges

Für Canaris brach der Bürgerkrieg in Spanien zu einem Zeitpunkt aus, als hätte er ihn sich nach seinem Geschmack bestellt. Als der monarchistische Abgeordnete des spanischen Parlaments José Calvo Sotelo am 18. Juli 1936 von einem bolschewistischen Rollkommando in Madrid in seiner Wohnung gekidnappt und im Auto durch zwei Genickschüsse ermordet wurde, war Canaris gerade wenig mehr als anderthalb Jahre Chef der Abwehr. Jetzt wurde ihm Spanien, wo er schon im 1. Weltkrieg seine ersten Sporen auf dem schlüpfrigen Boden der Spionage erworben hatte, als im Augenblick weltpolitisch entscheidend wichtiges Betätigungsfeld zugewiesen. Er fand dabei in dem General Francisco Franco einen ihm nicht nur physisch ähnlichen Partner auf der Bühne der Weltgeschichte. Mit vereinten Kräften begannen sie beide damals, die Niederlage Deutschlands im 2. Weltkrieg vorzubereiten, noch ehe dieser überhaupt begonnen hatte.

Man bedenke, daß Hitler am 18. Juni 1935, also mehr als ein Jahr vor Beginn des Spanischen Bürgerkrieges, das Flottenabkommen mit Großbritannien abgeschlossen hatte, das Deutschlands Kriegsmarine im Verhältnis zur britischen auf 35:100 beschränkte, was wohl kein noch so skrupelloser Geschichtsfälscher als die Vorbereitung eines neuen Weltkrieges bezeichnen kann. Besonders zwei Personen mit so engen Beziehungen zur Kriegsmarine ihres Landes wie Franco und Canaris durften das nicht. Franco war ein hervorragender Frontoffizier, dessen Soldaten im Krieg gegen die Riffkabylen Abd el-Krims 1925/26 für ihren Kompaniechef Franco im wahrsten Sinne des Wortes durchs Feuer gingen. Er hätte vielleicht auch noch ein Bataillon oder gar ein Regiment führen können. Als Feldherr aber war er einfach untauglich, einen Sieg für den deutschen Verbündeten so schnell wie möglich zu erkämpfen, wie das nötig und auch möglich gewesen wäre. Die unwahrscheinlich lange Dauer des Spanischen Bürgerkrieges von fast drei Jahren ist ganz wesentlich durch die Unfähigkeit Francos zu erklären, die von seinem „Berater" Canaris nicht ausgeglichen, im Gegenteil, nach Kräften noch gefördert wurde.

Die unerläßliche Voraussetzung für das Wirken des neuen deutschen Spionagechefs während des Spanischen Bürgerkrieges war die perfekte Beherrschung der von Cervantes in den Rang einer klassischen erhobenen Sprache des Landes. Die erste Berührung mit dieser Fremdsprache hatte Canaris bereits auf verschiedenen Ausbildungsfahrten der Kriegsmarine erhalten. Bei seinen anschließenden geheimdienstlichen Missionen auf der iberischen Halbinsel bekam er Gelegenheit zur weiteren Ergänzung seiner spanischen Sprachkenntnisse, die nachher vollkommen wurden - was nebenbei bemerkt - nur wenigen Freiwilligen der „Legion Condor" gelang, und mir schon gar nicht, der ich mein halbes Leben in Südamerika verbracht habe und trotzdem von jedem Mann auf der Straße an meinem Akzent als Deutscher erkannt werde. Seinen Erfolg im Umgang mit dem „Caudillo" (deutsch: Führer), wie sich Francisco Franco ungeniert nennen ließ, verdankte Canaris nicht zuletzt seinem korrekten und kultivierten Spanisch, mit dem er sich zwanglos und durchaus erfolgreich in der spanischen Oberschicht bewegte. Seine

äußere Erscheinung, die mehr vom Süden Europas als von seinem deutschen Vaterland geprägt zu sein schien, gehörte zu den wesentlichen Elementen seines Erfolges in der führenden Gesellschaftsschicht Spaniens.
Als ich Ende 1938 als „Freiwilliger" nach Saragossa flog, wo sich damals das Hauptquartier Francos befand, hatte Canaris seinem Freund, dem spanischen „Caudillo" Franco, gerade seinen fünften und letzten Besuch während des Bürgerkrieges abgestattet. Die Kriegshandlungen auf dem blutgetränkten Boden Spaniens ließen sich entgegen allen anderen Absichten nicht weiter in die Länge ziehen. Die deutschen Freiwilligen der „Legion Condor" befanden sich nun schon seit zwei Jahren auf der Pyrenäen-Halbinsel im Einsatz. Jetzt fehlte nur noch der allerletzte Schritt zum Sieg der Nationalen, den auch ein Canaris nicht länger hinauszögern konnte: die Einnahme der spanischen Hauptstadt Madrid. In der gleichen Ju 52, mit der ich im Nonstop-Flug nach Spanien befördert wurde, befanden sich eine Reihe von schweren Holzkisten. Als sie bei einem aufziehenden Gewitter, ebenso wie die wenigen Passagiere, zu den tollsten Sprüngen genötigt wurden, gingen sie zu Bruch und gaben ihren Inhalt preis: Hunderte von Fackeln, die bei der bald in Madrid vorgesehenen Siegesparade entzündet werden sollten. Diesen letzten Akt des Spanischen Bürgerkrieges sollte mit den zuvor noch erfolgreichen national-spanischen Kampfhandlungen der General von Richthofen an der Spitze der Legion Condor vornehmen. Er trat am Tag, als sich Canaris von Freund Franco verabschiedete, an die Stelle des bisherigen Befehlshabers der Legion, General Volkmann.
Einen Tag vor dem Heiligen Abend 1938 hatte die Katalonien-Offensive der Nationalen begonnen. Am 15. Januar 1939 wurde von ihnen Taragona, elf Tage später Barcelona eingenommen. Am 9. Februar 1939 erreichten nationale Truppen die französische Grenze. Negrin, der als Finanzminister der Roten schon im Oktober 1936 den Staatsschatz des Landes (Gold im Wert von damals 400 Millionen Reichsmark) den Sowjets ausgeliefert hatte, wofür sich der damalige Sowjetbotschafter in Madrid, Rosenberg (nicht verwandt mit dem anderssprachigen NS-Ideologen gleichen Namens) bedankte, floh nach Frankreich. Spaniens Gold war schon längst verloren, jetzt aber auch die sogenannte „demokratische" Regierung in Madrid, die mit ihrem Chef Negrin nach dem Rücktritt des Präsidenten Azaria nach Paris floh. Auch Canaris war in Spanien nicht mehr nötig. Inzwischen hatte in München die Konferenz mit dem „appeaser" Chamberlain stattgefunden. Eine weitere Schwächung Deutschlands durch seine aktive Beteiligung am Spanischen Bürgerkrieg war nicht mehr möglich und nach der offenbaren Meinung Canaris' auch nicht nötig. Der Mohr (Canaris) hatte in Spanien seine Schuldigkeit getan - er konnte gehen. Der neue Mann an der Spitze unserer Legion - von Richthofen - traute ihm so wenig wie Franco - leider nicht rechtzeitig genug.
Daß Franco nicht arischer Herkunft war, war damals noch ein streng gehütetes Geheimnis und - jedenfalls in den deutschen Kreisen - völlig unbekannt, die für eine Zusammenarbeit mit dem für patriotisch gehaltenen spanischen „Caudillo" verantwortlich waren. Daher handelte es sich keineswegs um ein streng gehütetes Geheimnis. Der spanische Gelehrte José Amador de Los Rios (1818-1878), der einen Lehrstuhl für kritische Geschichte der spanischen Literatur an der histori-

sehen Akademie der Universität Madrid innehatte, enthüllte die jüdische Herkunft der spanischen Familie Franco bereits in seinem letzten und wichtigsten Werk, das 1875/76 unter dem Titel „Historia social politica de los judios de España" (Sozialpolitische Geschichte der Juden in Spanien) in Madrid erschien und das 1960 im Verlag „Aguilar", gleichfalls in Madrid, neu aufgelegt wurde. Die historischen Enthüllungen des spanischen Gelehrten stützen sich bemerkenswerterweise auch auf die Arbeit eines deutschen Kirchenfürsten und Gelehrten, des Bischofs von Rottenburg am Neckar und Professors an der Universität Tübingen, Karl Josef von Hefele (1809-1893), und insbesondere dessen wissenschaftliches Hauptwerk, seine in neun Bänden vorliegende „Konziliengeschichte", die er zwischen 1855 und 1890 schuf. Hefele ist für religiöse Revisionisten auch deswegen bemerkenswert, weil er selbst das in katholischen Kreisen umstrittene Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes, das 1870 vom Vatikankonzil erlassen wurde (und auch heute noch gültig ist) anfänglich ablehnte und sich ihm erst später aus taktischen Gründen unterwarf. Wichtiger für den Nachweis, daß die Familie Franco, des späteren „Caudillos", jüdischer Herkunft war, ist Hefeies Feststellung, daß das Edikt von 1492 über die Austreibung der Juden aus Spanien nicht alle Juden betraf, sondern nur die sogenannten Marranen, also Juden, die - fast immer aus Gründen der Opportunität - ihren eigenen Glauben hinter dem christlichen versteckt hatten. In ihren Reihen waren damals die meisten und schlimmsten Verbrechen an christlichen Kindern begangen worden. Es handelte sich dabei um regelrechte Ritualmorde, bei denen christliche Kinder unter schrecklichen Qualen am Kreuz getötet wurden. Die Täter wurden - wie der Verfasser des genannten Buches im Archiv der Inquisition von Toledo feststellen konnte - zum Tode verurteilt und auf dem Scheiterhaufen hingerichtet. Unter ihnen befanden sich vier Mitglieder der Familie Franco. Ihre Vornamen waren Garcia, Lope, Alonso und Juan. Aus ihren Nachkommen wurden gute spanische Katholiken, denen sich auch der Canaris-Freund Francisco Franco zurechnete.

Diese Zusammenhänge waren natürlich noch nicht bekannt, als Hitler den tragischen Entschluß faßte, die Führung seiner „Abwehr" dem Freund und Förderer eines spanischen Marranenabkömmlings anzuvertrauen. Aber diese Unkenntnis kann letzten Endes den tragischen und in seinen katastrophalen Folgen damals noch gar nicht abzusehenden Ausgang des 2. Weltkrieges erklären. Hitler - und damit Deutschland - wurde das Opfer seines bekannten Treue-Komplexes gegenüber Kameraden der ersten Kampfzeit nach Ende des 1. Weltkrieges. Schon 1935, also im Jahr des bereits erwähnten deutsch-britischen Flottenabkommens, den ein Fachmann wie Canaris für einen überzeugenden Beweis der Friedensbereitschaft Hitlers halten mußte, machte sein Freund und vertrauter Berater ihn zum Chef der Abwehr im Reichskriegsministerium, dem die gesamte deutsche Spionage in den in Versailles vorgesehenen Grenzen anvertraut war. Er konnte als solcher bis zum Februar 1944 unbehelligt wirken, bis zur bereits erwähnten Flucht des Gehilfen des deutschen Abwehrbeauftragten in Istanbul, Vermehren, der den Skandal ins Rollen brachte. Verhaftet wurde Canaris erst, nachdem der von ihm betreute Graf Staufenberg seinen Oberbefehlshaber zu ermorden versucht hatte.

Wie das möglich war, soll hier zu erklären versucht werden. Erste Hinweise erhielt ich von General Wolfram von Richthofen, dem letzten Kommandeur der Legion Condor, in der er schon im September 1938 den Rang eines Generalmajors erreicht hatte. Seine militärische Laufbahn hatte der am 10. Oktober 1895 in Schlesien geborene Wolfram von Richthofen in der noch heute in Fliegerkreisen weltberühmten Jagd-Staffel seines Vetters Manfred von Richthofen begonnen, der es im 1. Weltkrieg zu einem damals für unmöglich gehaltenen Abschußergebnis von 80 Gegnern gebracht hatte, bis ihn selbst das Fliegerschicksal ereilte. Er wurde am 21. April 1918 mit seinem roten Jagdflugzeug nördlich von Corbie an der Somme von einem kanadischen Gegner abgeschossen. Er trug den damals höchsten deutschen Kriegsorden, den Pour-le-merite. Auch Vetter Wolfram erhielt hohe und höchste Kriegsauszeichnungen; so hatte ihm bereits der Westfeldzug von 1940 das Ritterkreuz und den Rang eines Generals der Flieger eingetragen. An der Ostfront erwarb er sich das Eichenlaub zum Ritterkreuz und im Februar 1943 den höchsten militärischen Rang als Generalfeldmarschall. Wenige Wochen nach der deutschen Kapitulation starb er - noch keine 50 Jahre alt - an einem Gehirntumor.

Ich wurde - obwohl ohne jede militärische Ausbildung - dem Stab des Generals von Richthofen zugeteilt, um die sogenannte „Enttarnung" der „Legion Condor" vorzubereiten, die bei dem endlich erwarteten Sieg der sogenannten „nationalen" Seite fallig war. Damals herrschte noch strenges Schweigegebot über die „Legion Condor", jene hauptsächlich aus Angehörigen der deutschen Luftwaffe und einer weit geringeren Zahl von solchen des Heeres (vornehmlich Panzer) und der Kriegsmarine bestehenden deutschen Truppe, die Hitler im November 1936 dem spanischen General Francisco Franco auf dessen dringendes Ersuchen zur Verfügung gestellt hatte. Nicht einmal die engste Familie der „Freiwilligen" (einschließlich der eigenen Ehefrau) durfte wissen, was der spurlos aus dem Alltagsleben verschwundene Mann dabei machte. Sein jeweiliger Wehrsold wurde der Ehefrau ausgezahlt. Post für den so geheimnisvoll verschwundenen Ehemann oder Verwandten konnte an eine Deckadresse in Berlin gerichtet werden, von der auch Post in umgekehrter Richtung weitergeleitet wurde.

Meine Aufgabe als dem Stab Richthofen zugeteilter Journalist eines der führenden Pressekonzerne in Berlin, der die angesehenen Tageszeitungen „Lokal-Anzeiger" (morgens) und die Boulevard-Zeitung „Nachtausgabe" sowie Magazine und Unterhaltungsblätter wie „Gartenlaube", „Die Woche" u.a.m. herausbrachte, bestand darin, den Augenblick vorzubereiten, in dem die bis dahin für nichts ahnend gehaltene „öffentliche Meinung" Deutschlands die Wahrheit über den Einsatz deutscher Soldaten zur Verhinderung einer Bolschewisierung Spaniens erfahren würde. Die Idee war gut und wurde von allen Beteiligten ebenso durchgeführt. Für mich persönlich hatte sie freilich ein paar Jahre später die Abkommandierung als Panzer-Leutnant der Reserve an die Seite des damaligen Reichspropagandaministers Dr. Goebbels als dessen persönlicher Pressereferent zur Folge, was für mich als Journalist und parteiloser Staatsbürger hoch interessant war, mir aber bei Kriegsende fast das Leben kostete und mir die offizielle

Beschimpfung als Nazi durch ein Organ der Bonner Regierung und im Alter die Beschneidung meiner ohnehin kümmerlichen Rente eintrug.
Unser Flug von Tempelhof in das vom Bürgerkrieg durchtobte Spanien war abenteuerlich. Wir vertrauten - nolens volens - unser Leben einer jener unverwüstlichen Ju 52 an, die bis vor wenigen Jahren in kulturfernen Regionen unserer Erde noch zu landwirtschaftlichen Zwecken gebraucht wurden, jetzt aber wohl nur in gewissen Museen (z. B. im Stadtflughafen von Buenos Aires) noch zu sehen sind. Sie hielt sich damals so brav wie immer, obwohl wir bei Uberquerung der Alpen in ein Gewitter gerieten und dabei die Kisten mit den Siegesfackeln - wie bereits geschildert - zu Bruch gingen. Als wir schließlich in Saragossa, der Hauptstadt Aragóns am Ebro, landeten, waren Mannschaft und Passagiere - im Gegensatz zu den Fackelkisten - nahezu unbeschädigt. Während sich das deutsche Bodenpersonal um das Wohl der wackeren Ju 52 kümmerte, zog der Pilot eine jener damals sehr beliebten Blechpackungen einer angesehenen Zigarettenmarke (Aristón: 8 Pf.) aus der Rocktasche und bot mir, der ich mir gerade mit Müh und Not das Rauchen abgewöhnt hatte, eine Zigarette an. Genußreich jagte ich den belebenden Dunst durch meine eben erst befreiten Lungen. Danach hustete ich wieder bei täglich etwa 50 Zigaretten - bis ich vor rund 30 Jahren dem Laster endgültig Lebewohl sagte, nachdem einer der tüchtigsten Lungenärzte Argentiniens meine Behandlung nur nach dem Versprechen fortsetzte, nie wieder eine Zigarette zu rauchen. Ich habe mein Wort bisher gehalten und lebe seitdem mit 88 Jahren gesundheitlich besser als manche, die halb so alt sind.
Zurück zum Bürgerkrieg in Spanien. Von ihm war in der damals etwa eine halbe Million Einwohner beherbergenden Stadt Saragossa wenig zu merken. Wir mußten weiter: nach Avila, wo Richthofen das am Fuß des Guadarama-Gebirges frontnah und gar nicht weit (ca. 100 Kilometer) von Madrid entfernt gelegene Hauptquartier der „Legion Condor" aufgeschlagen hatte. Hinter seiner gut erhaltenen Stadtmauer begann ich meine Arbeit für die „Enttarnung" nach dem bald erwarteten Endsieg, den Canaris - im Einvernehmen mit Franco - damals noch nicht verhindern, sondern - im Interesse Englands - so lange wie möglich hinauszögern konnte.
Avila, die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz mit auch heute nicht viel mehr als 10.000 Einwohnern, ist für Spanien historischer Boden. Die Stadtmauern mit ihren Wehrtürmen, die Kathedrale und andere Bauwerke des Mittelalters sind gut erhalten und erinnern an die große Vergangenheit der kleinen Stadt. Aber Avila ist nicht nur für Touristen und Liebhaber-Fotografen interessant, sondern auch für Historiker wie José Amador de los Ríos (1818-1878), der sich hier 1845 eingehend mit dem Prozeß beschäftigte, der vom 1. Dezember 1490 bis zum 17. November 1491 in Avila durchgeführt wurde und mit einem Todesurteil durch Verbrennen auf dem Scheiterhaufen endete, wie das damals bei überführten gemeinen Mördern in Spanien üblich war. Wie bereits erwähnt, waren u.a. vier Brüder der Familie Franco angeklagt, die zwar als reine Juden den christlichen Glauben angenommen hatten, um der damals scharfen Verfolgung durch die katholischen Könige Spaniens zu entgehen. Den damaligen Gebrüdern Franco und anderen Angeklagten war in dem Prozeß zu Avila nachgewiesen worden, daß sie am

Karfreitag des Jahres 1490 ein unschuldiges Christenkind in der Ortschaft Guardia de la Mancha ermordet und an einem Kreuz aufgehängt hatten. Das Inquisitionsgericht von Toledo, von dem das damals gefällte Urteil vollstreckt wurde, bewahrte die Beweisunterlagen in seinem Archiv auf, wo sie von dem erwähnten Historiker im Jahre 1845 eingesehen und begutachtet wurden, wie er in seinem umfangreichen Geschichtswerk ausfuhrlich dargelegt hat. Das monumentale Geschichtswerk (1109 Seiten) lag leider noch nicht vor, als ich 1938 begann, mich in Avila mit den Machenschaften anderer Mitglieder der Franco-Sippe in Spanien zu befassen. Das 1960 in Madrid erschienene Werk leistet uns heute unschätzbare Dienste.

Kehren wir nach einem Sprung in die Vergangenheit von fast einem halben Jahrtausend in die Geschichte vor dem 2. Weltkrieg zurück. In Deutschland hatte sich das Hitler-Regime unerwartet schnell etabliert und damit internationales Ansehen gewonnen. Der Austritt Deutschlands aus dem handlungsunfähigen Völkerbund (Oktober 1933), der Freundschaftsvertrag mit Polen (Januar 1934), der unter seinem autoritären Marschall Pilsudski politisch geformt worden war, die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht (März 1935), das Flottenabkommen mit England, die Remilitarisierung des Rheinlandes (März 1936) und nicht zuletzt die blendende Durchführung der Olympischen Spiele in Berlin hatten Deutschlands Ansehen in der Welt unerwartet, ja fast beängstigend schnell gefestigt. Nur sein westlicher Nachbar Frankreich, der im Mai 1935 einen Vertrag mit der Sowjetrepublik geschlossen hatte und wo eine sozialistische Regierung unter Léon Blum - der jüdischer Abstammung war - am Ruder war, bereitete im Berliner Reichskanzler-Palais politische Sorgen. Als daher im Sommer 1936 der Spanische Bürgerkrieg begann und damit die Gefahr entstand, daß das junge Dritte Reich in eine bolschewistische Zange genommen würde, sagte Hitler sofort seine schnelle militärische Hilfe zu, als Franco, der sich hilfesuchend zunächst an England und Italien gewandt hatte, in diesem Sinne an die Tür der Hitler-Regierung in Berlin klopfte.

Für mich begann der Einsatz in diesem Rahmen, als ich auf dem Flughafen von Salamanca nach Avila dirigiert worden war. Ich meldete mich in bescheidener bürgerlichen Kleidung, einen kleinen Handkoffer mit notwendiger Zivilbekleidung und traditionellem Toilettengerät zur Seite, bei dem Flugzeugführer der Legion, der mich in Richthofens Stabsquartier bringen sollte. Er betrachtete den jugendlichen Zivilisten - etwas mitleidig, wie mir schien - eine Weile, stellte sich vor und schüttelte mir kräftig die Hand. Meinen eleganten Filzhut betrachtete er kurz kritisch und meinte, den sollte ich vergessen, wir würden mit einem offenen, zweisitzigen Henschel-Flugzeug weiterfliegen. Den Hut würde ich am besten als Sitzkissen verwenden. Tatsächlich glich das für die Weiterreise bestimmte Flugzeug weniger einem solchen als einer geflügelten Badewanne. Der vordere Sitz war für den forschen Piloten, der hintere für mich bestimmt. Von ihm aus sollte ich im Fall von Feindberührung ein Maschinengewehr bedienen. Das könne ich nicht, erwiderte ich, ich sei noch nie Soldat gewesen, und bei den Pfadfindern hätten wir uns notfalls mit Stöcken oder anderen primitiven Schlaginstrumenten verteidigt, wenn wir von politischen Gegnern angegriffen wurden. Er erklärte mir mit wenigen Worten und noch weniger Handgriffen das Funktionieren des MG, noch

schneller ging die Einweisung in den Gebrauch des Fallschirmes, den er mir gut und fest über meiner Zivilkleidung verschnürte und mich über seinen Gebrauch unterrichtete, vor allem darüber, welchen Handgriff ich benutzen müsse, damit er sich öffne. „Und wenn er sich nicht öffnet?" fragte ich nun doch etwas besorgt. „Ruhe bewahren", war seine kurze, aber einleuchtende Antwort. Dann warf er durch Andrehen des Propellers mit den Armen den Motor an und los ging die kurze Luftreise nach Avila in heute vorsintflutartig erscheinender Weise. Meine nächste Reise von Deutschland nach Spanien machte ich etwa 30 Jahre später als Gast des spanischen Fernsehens zu einer Diskussion über den 20. Juli 1944 und das Scheitern des an diesem Tag unternommenen Putsches. Wir flogen in der komfortablen Maschine der Lufthansa. Welch Wandel in wenigen Jahrzehnten!
Meine kurze, aber intensive Arbeit zur „Enttarnung" der deutschen Legion Condor an der Seite des Luftwaffen-Generals mit dem ebenso historischen wie verpflichtenden Namen Richthofen konnte beginnen.

11. Wie wir schon 1940 in Hendaye den Krieg verloren

Wer der „political correctness" gehorchen will, wie sie von den Siegern des 2. Weltkrieges verlangt wird, muß den Beginn der deutschen Niederlage in jene Stadt im Süden Rußlands verlegen, die Stalingrad hieß, wo General Paulus Ende Januar/ Anfang Februar 1943 mit seiner 6. Armee kapitulierte. Diese Schrift soll den Beweis dafür erbringen, daß uns der Sieg, der damals selbst der Feindseite gesichert schien, schon viel früher genommen wurde, nämlich bereits am 23. Oktober 1940, als sich Hider in Hendaye, dem spanisch-französischen Grenzort, zu einer Unterredung mit dem (selbsternannten) spanischen „Caudillo" Francisco Franco traf, von der er, wie der Chronist im Führerhauptquartier, Dr. Henry Picker, in seinem Standardwerk der „Tischgespräche" bezeugt, gesagt haben soll, er würde sich lieber drei oder vier Zähne ziehen lassen, als das noch einmal mitzumachen. Mit gedämpfter Stimme wie ein Priester im Beichtstuhl versuchte der bigotte Englandfreund im spanischen Generalsrock dem siegreichen Führer der deutschen Wehrmacht klarzumachen, warum er dessen Angebot ablehnen mußte, die Festung Gibraltar, die England 1704 mit Hilfe deutscher Grenadiere Spanien geraubt hatte, für Spanien zurückzuerobern.
Francos Argumente - und nicht nur die Form, wie er sie vorbrachte - waren für Hitler einfach unbegreiflich. Er hatte seinen Westfeldzug mit einer der erstaunlichsten Kriegshandlungen dieses Jahrhunderts eingeleitet: Am 10. Mai 1940 machte eine extra zu diesem Handstreich zusammengestellte Kampftruppe der jungen deutschen Luftwaffe, unter der Führung des Oberleutnants Witzig, und unter Einsatz „neuartiger Kampfmittel" - wie es im Wehrmachtbericht vom 11. Mai 1940 wörtlich heißt - das stärkste und für uneinnehmbar gehaltene Fort der belgischen Festung Lüttich, Eben Emael, kampfunfähig, so daß sich der Kommandant und seine Besatzung von 1000 Mann ergeben mußten. Hitler konnte

mit Recht ein gleiches Vorgehen mit ähnlichem Erfolg für die Festung Gibraltar versprechen. Die blitzartige Eroberung von Eben Emael war die Voraussetzung für den Blitzsieg über Frankreich gewesen. Jetzt sollte eine ebensolche Voraussetzung für die schnelle Beendigung des 2. Weltkrieges geschaffen werden. Eine Ablehnung seines großzügigen Angebotes stand für Hitler außerhalb aller Erwägungen. Es existieren keine Hinweise, geschweige denn Beweise dafür, daß Hitler sein Gibraltar-Vorhaben mit Canaris besprochen oder überhaupt erwähnt habe. Aber sein Vertrauen in ihn war damals noch unerschüttert. Beim Blitzkrieg gegen Frankreich erschien ein Zweifel an der Loyalität seines Abwehrchefs für Hitler noch völlig unmöglich. Daß Canaris an den Gesprächen von Hendaye nicht persönlich teilnahm, war nur ein von ihm wohl überlegter taktischer Trick, um bei Hitler auch nicht die Spur eines Zweifels an seiner Loyalität aufkommen zu lassen.

Canaris bediente sich bei dem Täuschungsmanöver gegenüber Hitler eines Mannes, der unter dem Namen „Ochsensepp" in die Geschichte des Widerstandes eingegangen ist. Die bayrische Volkspartei, wie sich der Ableger der Zentrumspartei in Bayern nannte, war sein Werk, der spätere Bundes-Verteidigungs- und Finanzminister Franz Josef Strauß sein gelehriger Schüler. Während des Dritten Reiches wurde er zwar mehrfach verhaftet, jedoch vom Volks- und sogar dem Reichsgericht stets freigesprochen. Himmler hielt ihn trotzdem bis zum Kriegsende in „Sicherheitshaft". Auch diese überlebte der „Ochsensepp", so daß er in der Bundesrepublik diverse Ministerposten in Bayern bekleiden konnte. Er wurde erst 1960 abgewählt, nachdem er in die Auerbach-Wiedergutmachungs-Schwindelaffäre von 1952 verwickelt worden war. Er erreichte das 80. Lebensjahr.

Canaris hatte die verschwörerischen Fähigkeiten des katholischen Politikers rechtzeitig erkannt und ihn in die Zentralstelle seiner „Abwehr" berufen, wo er sich als Verbindungsmann in wichtigen katholischen Kreisen, ja bis hinauf zum Vatikan bestens bewährte. Besonders wichtig waren Canaris die Beziehungen, die sein Verbindungsmann beim Vatikan mit dem dort akkreditierten britischen Gesandten Sir John Osborne unterhielt. Dieser versuchte über den „Ochsensepp" von deutschen Oppositionskreisen bei Kriegsbeginn die feste Zusage zu bekommen, Hitler zu stürzen, ja besser noch, diesen umzubringen, wie das Stauffenberg am 20. Juli 1944 mit seiner von England gelieferten Plastik-Bombe vergeblich versuchte. Anfang Mai 1940 wurde Müller durch Oberst Oster, der damals die rechte Hand des Admiráis Canaris war, beauftragt, der britischen Regierung über Osborne den Angriffstermin im Westen mitzuteilen. Die britische Regierung machte von dieser ungemein wichtigen Information nur deswegen keinen Gebrauch, weil sie eine derartige Infamie bei einem hohen deutschen Offizier denn doch für unwahrscheinlich hielt.

Anders war es jetzt nach der Kapitulation Frankreichs, als Canaris seinen Vertrauensmann Josef Müller im Frühherbst 1940 zu einer Unterredung mit dem Franco-Schwager und Außenminister Spaniens, Serrano Suñer, nach Madrid schickte. Es blieb bei dieser Unterhaltung der beiden Vertreter ihrer Länder nicht nur bei einem unverbindlichen Wortwechsel. Die beiden verstanden sich blendend. Beide verhandelten hundertprozentig im Sinne ihres britischen Vertrauten, Sir John Osborne. Müllers Auftrag von seinem Vorgesetzten, Admiral Canaris, ist aus den Gerichtsak-

ten wörtlich bekannt und erhalten. Er lautet, wie in der Ausgabe Juli/August 1998 der Zeitschrift „Nation Europa" veröffentlicht: „Der Admiral bittet Sie, Franco zu sagen, er solle Spanien auf jeden Fall aus diesem Spiel heraushalten. Im Augenblick mag es Ihnen so scheinen, als ob unsere Position die stärkere wäre. In Wahrheit ist sie verzweifelt, und wir haben wenig Hoffnung, diesen Krieg zu gewinnen."

Das wurde nicht etwa 1945 geschrieben, als Canaris bereits hinter Stacheldraht saß, sondern im Herbst 1940, als Großbritanniens französischer „Festlandsdegen" zerbrochen am Boden lag und keine der beiden Weltmächte, USA und Sowjetunion, sich aktiv am Krieg beteiligten. Serrano Suñer und sein Schwager Franco genierten sich nicht, den Rat der Deutschen anzunehmen und Hitler mit ihren ausweichenden Argumenten in den Rücken zu fallen. Er hätte sich durch Zurückweisung ihrer Ausreden und durch Bestehen auf Erfüllung seiner im siegreichen Spanischen Bürgerkrieg als Verbündeter erworbenen Rechte den nach Frankreichs Niederlage greifbaren Sieg erzwingen können. Er tat das Gegenteil und wir verloren den damals schon fast gewonnenen Krieg.

Als Hitler sich zu seinem Gespräch mit Franco und seinem Außenminister Serrano Suñer in Abwesenheit von Canaris entschloß, beschäftigte er sich bereits eifrig mit der Aufstellung des deutschen Afrikakorps, unter Führung des späteren Generalfeldmarschalls Erwin Rommel, die Anfang 1941 realisiert wurde. Rommels Afrika-Feldzug sollte sich keineswegs in den Fußstapfen Lettow-Vorbecks und seiner „Heia Safari" (Titel seines Erlebnisberichtes aus dem 1. Weltkrieg in Ostafrika) bewegen, sondern war sozusagen der Grundstein für Hitlers Gedankengebäude zur siegreichen Fortsetzung des Krieges bei Aufgabe des Unternehmens „Seelöwe", das die deutsche Landung auf den britischen Inseln und deren wiederum blitzartige Eroberung vorgesehen hatte.

In militärischen Führungskreisen, auch wenn sie damals noch nicht einer der diversen, aber minimalen Widerstandsgruppen angehörten, ist Hitler stets und nicht ganz unberechtigt, als „unverbesserlicher" Infanterist betrachtet worden, zu dessen strategischen Glaubensgrundsätzen auch die Ansicht gehört: „Wasser hat keine Balken." Hinzu kam, daß ihm unter den führenden englischen Persönlichkeiten stets nur solche vorgestellt wurden, die seiner Vorstellung vom englischen Wesen als dem einer stammverwandten Rasse entsprachen. Den beträchtlichen nichtarischen Einfluß auf Englands Adel - seit der Ehe der Königin Victoria I. mit Prinz Albert von Sachsen-Coburg-Gotha aus einem deutschen Fürstengeschlecht, der als nichtarischer Adoptivsohn bei Hof - hinter der vorgehaltenen Hand natürlich - mit dem Beinamen „the bastard" genannt wurde, in der Führungsschicht des britischen Imperiums, wollte die damalige Führung des Reiches anfangs nicht wahr haben.

Görings großsprecherische Voraussage, seine Luftwaffe werde Großbritannien vom Himmel hoch niederringen, hatte sich nicht verwirklicht. Einer Invasion der Britischen Inseln, wie sie der so lebhaft propagierte Plan „Seelöwe" vorsah, war damit die notwendige Voraussetzung entzogen. Am 12. Oktober 1940 wurde er auf unbestimmte Zeit verschoben. Am 20. Oktober mußten die Tagesangriffe auf London ganz eingestellt werden. Statt dessen erteilte Hitler noch vor Ende des Jahres 1940 (am 19. Dezember) seine Weisung Nr. 21 für den Feldzug gegen die

Sowjetunion, um deren schon längst in Vorbereitung befindlichem Plan in entgegengesetzter Richtung zuvorzukommen. Ein Zusammenhang zwischen den sowjetischen AngrifFsvorbereitungen gegen Deutschland und der unmittelbar darauf beginnenden Aufstellung des Afrikakorps ist mir noch in keinem kriegsgeschichtlichen Werk begegnet, das ich für diese Schrift zu Rate zog. Trotzdem bedingten sich beide militärischen Vorgänge gegenseitig.

Ich erkannte diese Zusammenhänge aus Andeutungen eines Verwandten, der eine Zeidang zu Beginn des Krieges zur unmittelbaren Umgebung des späteren Feldmarschalls Freiherr von Richthofen gehörte. Sie wurden mir bestätigt, als ich später als Wortberichter einer Panzer-Propagandakompanie dem Stab des Marschalls von Kleist, dem Befehlshaber der 1. Panzer-Armee im Kaukasus, zugeteilt wurde. Einem seiner jungen Offiziere bin ich heute noch freundschaftlich verbunden. Der Ic im Stab der Panzer-Armee von Kleist (also der für Feindnachrichten und Propaganda zuständige Offizier) war zeitweilig der Major Ernst Georg Graf zu Münster, verheiratet mit einer meiner sächsischen Kusinen. Ich war also als Berichterstatter der Propagandastaffel des Oberbefehlshaber des Heeres denkbar gut unterrichtet. Meine Informationen aus erster Hand unterlagen damals natürlich der Geheimhaltung. Heute darf, ja muß ich sie zum besseren Verständnis der damaligen Gesamt-Kriegslage preisgeben.

Rommel hatte bei der Aufstellung und Führung seines Afrika-Korps, die in ihren allerersten Anfängen zeitlich nahezu mit Hitlers peinlicher Reise nach Hendaye zusammenfiel, ganz andere Aufgaben und Absichten als die anderen in Nordafrika agierenden Großmächte, insbesondere England und Italien, die noch in den Vorstellungen des jetzt zu Ende gegangenen Jahrtausends wurzelten: gewaltsame Eroberung und Ausnützung der vorwiegend von Farbigen bevölkerten Länder Afrikas. Rommel dagegen sollte nach Zurückstellung des Planes „Seelöwe" am 12. Oktober 1940 und nach der von beiden Seiten emsig betriebenen Vorbereitung des am 22. Juni 1941 beginnenden Ostfeldzuges einen der beiden gewaltigen Zangenarme bilden, den Hitler zur Vernichtung von Stalins Gewaltherrschaft bestimmt hatte. Er hatte dabei anfanglich größte Erfolge, die in aller Welt Bewunderung erregten. Selbst der Historiker Robert Wistrich, der jüdischer Abstammung ist, mußte zugeben, daß sich Rommel sogar „bei seinen britischen Gegnern großer Bekanntheit" erfreute und „bei ihnen in gutem Ruf" stand. Er reihte Sieg an Sieg, bis er Ende Juli 1942 eine Stellung nur 80 Kilometer westlich von Alexandrien, also dem Ost-Ausgang des von England beherrschten Mittelmeeres, erreichte. Er hätte über das von England besetzte Palästina und weitere Teile des Vorderen Orients, die mit der „Achse" sympathisierten, bis in den Kaukasus gelangen sollen, wo er von Kleists 1. Panzerarmee sehnlichst erwartet wurde, um die Versorgung der bei Stalingrad stationierten Roten Armee durch die USA über den Persischen Golf zu verhindern, noch ehe diese (am 11. Dezember 1941) in den Krieg eintraten.

Daß alles anders kam, lag ganz einfach daran, daß eine erfolgreiche Kriegführung in Nordafrika nur dann gesichert gewesen wäre, wenn man den Raum für den unersetzlichen Nachschub, das Mittelmeer, mit seinen beiden einzigen Zufahrten im Osten (Alexandrien) und Westen (Gibraltar) sicher beherrscht hätte. Rommel sollte trotz seiner Siege weder die eine noch die andere erobern. Er kam nicht ein-

mal nach Alexandrien, weil der Marranenabkömmling Franco in Hendaye Hitler die Eroberung des die Meerenge beherrschenden Gibraltar-Felsens verweigerte. Der im Kaukasus auf Rommel wartenden 1. Panzerarmee wurde nach und nach einer ihrer machtvollen Panzerverbände, denen ihre Umrüstung auf die modernen Tiger- und Panther-Panzer bevorstand, entzogen, bis die letzten Verbände ihr Heil in der Flucht vor der vorrückenden Roten Armee suchen mußten. So begann die schreckliche Katastrophe von Stalingrad, die heute noch von manchen für den Wendepunkt des Krieges gehalten wird.

Diese Zusammenhänge, die damals - Ende Oktober 1940 - noch nicht klar zu erkennen waren, hatte auf deutscher Seite wohl nur ein einziger hoher und an wichtiger Stelle des deutschen Führungsapparates postierter Offizier erkannt: Admiral Wilhelm Canaris. Er ließ die am 23. Oktober 1940 in Hendaye aufmarschierten spanischen Puppen an den von ihm gelegten und bedienten Drähten tanzen. Er selbst blieb in Berlin, damit ihm, der im Begriff stand, uns den nach Frankreichs Niederlage sicher erscheinenden Sieg zu rauben, nicht noch jemand im letzten Augenblick ins Handwerk pfuschen könnte. Seine Kalkulation war ebenso genial wie erfolgreich. Hitler konnte die frömmelnde Redeweise des „caudillos" so wenig ertragen wie seine unverschämten Forderungen, die er als Gegenleistung dafür verlangte, daß er Hitler die Rückeroberung jenes Felsens gestattete, den deutsche Grenadiere 1704 für Großbritannien erobert hatten. So blieb Gibraltar das westliche Eingangstor zum Mittelmeer für Großbritannien, dem Spanien nie die Beherrschung dieser entscheidend wichtigen Wasserfläche hatte entreißen können.

Rommels sensationelle Erfolge im Wüstenkrieg wurden im Lauf des Sommers 1942 durch Versorgungsschwierigkeiten behindert, die den an einer bösen Magenkrankheit leidenden deutschen General schließlich zum Rückzug und zum Verlassen des afrikanischen Kontinents zwangen. Noch ehe das Jahr 1941 zu Ende ging, konnten die USA als kriegführende Macht die Versorgung der vor dem Zusammenbruch stehenden Sowjetunion über den Persischen Golf einleiten und so der Roten Armee zum Sieg bei Stalingrad verhelfen.

Der eifrigste und wohl erfolgreichste Canaris-Biograph, Karl Heinz Abshagen, der das positive Charaktergemälde des Admirals gezeichnet hat, muß unumwunden zugeben, daß „viele ehemalige Standesgenossen des Admirals in ihm einen Verräter" sehen, „der ihrer Auffassung nach der eigenen Wehrmacht und dem deutschen Volke den Dolchstoß in den Rücken versetzt hat".

So weit war es damals noch nicht. Canaris schnupperte erst noch gewissermaßen am Köder der Spionage. „Ihn lockte das gefährliche Spiel", bemerkt Abshagen. „Er hatte Freude an der Beobachtung der abenteuerlichen Figuren, mit denen er umgehen mußte, die der Glücksritter (von denen er selbst einer werden sollte), diese ‚gentlemen of fortune', die in der Halb- und Unterwelt der Spionage und Sabotage bald für diese, bald für jene Seite oder auch wohl gleichzeitig für beide arbeiten, ja oft genug ihre Geldgeber auf beiden Seiten verraten und betrügen. Sein scharfer Intellekt hatte Freude daran, sich mit solchen ausgezahnten Jungens zu messen." Er tat es, bis er einer der Ihren wurde und als welcher er sein Vaterland ins Elend stürzte, aus dem es immer noch einen Ausweg sucht.

Inhalt

Seite

1. Das Ende mit Schrecken . . . 3
2. Herrsche, Britannien! . . . 10
3. Die Seeschlacht von Coronel . . . 13
4. Heldentod oder Selbstmord? . . . 24
5. Weltreisender mit Trödlersack . . . 30
6. Mit der „Legion Condor" in Spanien . . . 39
   - Erste nationale Regierung ohne Franco . . . 46
   - Ein Staatsstreich wird geplant . . . 48
   - So wurden sie überrumpelt . . . 49
   - Eine ganz gewöhnliche Mogelei . . . 50
   - Zweifel an Francos Aufrichtigkeit . . . 51
   - Der weltberühmte Bruder . . . 51
   - Das Dreibein der Macht . . . 53
   - Ein „Dandy" taucht auf . . . 54
   - Felix - der Glückliche . . . 58
   - Englands düsterste Stunde . . . 60
   - Hitler und der hinterhältige Jesuit . . . 62
   - Ein erstaunliches Dokument . . . 63
   - Wie Spaniens Bürgerkrieg entbrannte . . . 65
   - Waffen fürs Volk . . . 67
   - Café . . . café . . . 69
   - Francos schneller Drache . . . 70
   - 17. Juli 1936, 17 Uhr . . . 71
   - Unvorhergesehener Anfang . . . 73
   - Der Brand greift auf Spanien über . . . 75
   - „Leichen feierlich über Bord werfen!" . . . 77
   - Hilfe aus dem Ausland? . . . 78
   - Der Himmel muß helfen . . . 80
   - Schicksalhafte Begegnung . . . 83
7. Hakenkreuz am Stahlhelm . . . 87
8. Von den Barrikaden ins Regierungsviertel . . . 91
9. Endlich am Ziel . . . 97
10. Im Hintergrund des spanischen Bürgerkrieges . . . 102
11. Wie wir schon 1940 in Hendaye den Krieg verloren . . . 108

ISBN 3-920722-66-3
Copyright: Kultur und Zeitgeschichte - Archiv der Zeit e.V., Rosenheim 2001.
Vervielfältigungen, auch auszugsweise, nur mit Erlaubnis des Herausgebers.
Herstellung: Kölle-Druck GmbH, Preußisch Oldendorf

Die Publikationen von

KULTUR- UND ZEITGESCHICHTE • ARCHIV DER ZEIT

werden erarbeitet, um zu helfen, die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts wahrheitsgemäß zu überliefern, und um die Geschichtslügen und Fälschungen, mit denen unser Volk fehlunterrichtet wurde und wird, zu korrigieren und zu widerlegen. Mit der vorliegenden Schrift ergänzen wir die bisher erschienenen Bände und Schriften.

Chronologie - Deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert
Lexikon - Deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert
Adolf Hitler, Verwandter der Welt
Josef Stalin, Verwandter der Welt
Roosevelt - Er wollte den großen Krieg /
Churchill - Verteidiger und Zerstörer des Empires
Kriegsschuldfrage der beiden Weltkriege
Hans-Ulrich Rudel - Lebensbild eines Helden des Zweiten Weltkrieges
Stalins Falle
Entlastung für Deutschland
Gebiets- und Bevölkerungsverluste
des Deutschen Reiches und Deutsch-Österreichs nach dem Jahre 1918
Deutschland als Opfer der Geschichte

Heftreihe zur Geschichte des 20. Jahrhunderts

Weitere Schriften werden in vierteljährlicher Folge in der neuen Schriftreihe **„Archiv der Zeit"** herausgegeben und kostenlos an Bibliotheken, Historiker, Studenten der Geschichte, an unsere Mitglieder und Förderer abgegeben.

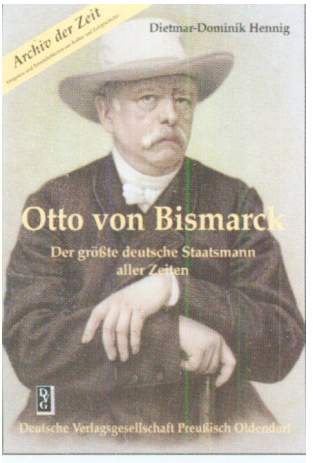
Exemplare für die Öffentlichkeit werden von dem

Buchdienst DVG, Postfach 1180, 32352 Preußisch Oldendorf

herausgegeben und vertrieben.

Titelbild: „Vernichtung des englischen Südamerika-Geschwaders an der chilenischen Küste (1. November 1914)", Gemälde C. Saltzmann, aus: „Der Krieg 1914/17 in Wort und Bild", Erster Band. Das deutsche Geschwader unter Vizeadmiral Graf von Spee bestand aus den Kreuzern „Scharnhorst", „Gneisenau", „Nürnberg", „Leipzig" und „Dresden"; auf letzterem fuhr Wilhelm Canaris als Oberleutnant z. S.

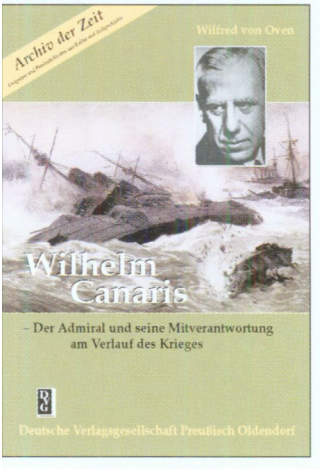
Folgende Broschüren sind bisher im „Archiv der Zeit" erschienen:



Best.-Nr. 10130

Best.-Nr. 10129

Best.-Nr. 10132



Best.-Nr. 10131

Best.-Nr. 10134

Best.-Nr. 10133

ISBN 3-920722-66-3